

BRASS CHEIN

Ein Magazin der M.AKA
Die Medienakademie der Jungen Islam Konferenz

 JUNGE
ISLAM
KONFERENZ

M.
AK
A

Rauschen. Viele denken bei dem Wort direkt an Meeresrauschen. Oder vielleicht auch an das Radiogerät in der Küche, das manchmal die Sender nicht findet. Ein gleichmäßiges, anhaltendes, aber dumpfes Geräusch. Ein ungewöhnlicher Titel für ein Magazin von jungen Muslim*innen finden Sie? Wir haben uns als M.AKA-Redaktion für diesen Titel entschieden, weil muslimische Stimmen im öffentlichen Diskurs wie ein bloßes Hintergrundrauschen wahrgenommen werden.

Man nimmt sie wahr, aber wirklich hörbar sind sie nicht.

Wir wollen mit diesem Bild brechen. Einen Stimmenbruch darstellen. Unser Anspruch mit diesem Magazin ist es, neun junge, muslimische Stimmen im Diskurs über Islam und Muslim*innen in Deutschland, über Vielfalt und Teilhabe hörbarer zu machen. Sie an diesen Diskursen teilhaben zu lassen, anstatt nur über sie zu sprechen. Denn Rauschen kann auch heißen „sich irgendwohin bewegen und dabei ein Rauschen verursachen“ (Duden). Das passt ganz gut, denn wir haben viel vor! Wir wollen uns einmischen, Zwischentöne erzeugen und lauter werden. Und eigene Narrative setzen, anstatt fremdbestimmt Objekte der Berichterstattung zu sein. Einiges ist in Bewegung. Alte Selbstverständlichkeiten werden hinterfragt und neue Sichtweisen ergänzt. Die postmigrantische Generation geht mutig voran – aber was ist es, was sie beschäftigt?

Im Magazin schauen wir hin, wie Hanau diese (post-)migrantische Generation verändert hat. Wir fragen uns, ob Religion in die Westentasche passen muss. Wir fordern Raum im engen Deutschsein ein und feiern Brezeln mit Hummus. Wir erzählen von großen Träumen und konkreten Plänen, wenn die Welt zu klein wird. Und wir fragen uns auch, wie man richtig in dieser postmigrantischen Gesellschaft streitet.

Wir wünschen viel Vergnügen beim Lesen!

Theresa Singer und Seren Başoğul

Projekt- und Redaktionsleitung der JIK Medienakademie M.AKA

* Die Texte im Magazin stellen keine Meinungsäußerungen der Jungen Islam Konferenz dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor*innen die Verantwortung.

I STIMMENBRUCH

3

Editorial

Theresa Singer &
Seren Başoğul

6

Autor*innen

17

Natascha Roshani

20

Frischer Wind im Weltall

Lamja Aazzouzi

28

Ich will auch einen Platz in Eurem
Deutschsein

Bensu Akkuş

34

Was von Hanau bleibt

Nuriani Hamdan

II ZWISCHENTÖNE

42

Schmeckt Hummus
mit Brezeln gut?

Ahmad Kalaji

46

Wenn Unterdrückte
unterdrücken

Tuba-Rahmann

56

Der spaltende Elefant
im Raum

Ademir Karamehmedovic

68

Nie ankommen

Cem Bozdoğan

72

WhatsApp Kolumne I:
Communitykritik

III LAUTER

76

Vor verschlossenen Türen

Nursima Avşar

84

Kopf ohne Tuch oder
Tuch ohne Kopf?

Khaled Al-Saadi

90

Das Privileg, ein
schlechter Mensch zu sein

Maryam Al-Windi

96

WhatsApp Kolumne II:
Sicherheit

IV MUTAUSGANG

99

Impressum

100

Über die JIK

101

Danke

Ademir Karamehmedovic

von Lamja

Ademir war schon immer laut, das bemerkten auch seine Lehrer*innen und stuften ihn deshalb als flapsig ein. Heute ist dem promovierenden Juristen bewusst: Sie wussten einfach nicht, wie sie mit ihm als jemandem, der schon als Kind gerne alles ausdiskutierte, umgehen sollten. Heute diskutiert er immer noch gerne, zum Beispiel in seinem jüdisch-muslimischen Streitpodcast. Daneben trägt er auch queere, linke und muslimische Teilaspekte seiner Identität auf Instagram und ganz privat stolz nach außen und dient so, vielleicht unbeabsichtigt, als Vorbild für viele Menschen. Für Ademir ist klar: Alle Menschen sind gleich – und das ist für ihn nicht nur eine Floskel. In Diskussionen ergreift er immer Partei für Menschen, die diskriminiert werden. Wenn er diskutiert, gestikuliert er viel – was ihn nicht nur unglaublich sympathisch macht, sondern auch zeigt, wie wichtig ihm Gerechtigkeit ist. Es ist bewundernswert, wie Ademir, insbesondere inmitten von hitzigen Diskussionen, nie seinen Charme verliert. Sollte er jedoch falsch liegen oder versehentlich jemandem auf den Schlips treten, entschuldigt er sich gerne.

Sein größter Kritiker ist er selbst. Und sein ihm liebster Mensch ist sein älterer Bruder. Bruder, als solchen möchte man Ademir auch nicht missen. Sicher ist, dass Großes von ihm erwartet werden kann, und man freut sich auf alles Kommende.

Ademir kann man in keine Schublade stecken, außer in seine eigene!

Ademir ist mein Celo, ich sein Abdi.



Ahmad Kalaji

von Khaled

Für Ahmad ist Heimat der Ort, an dem er seinen ersten Regenbogen sah. Ein Ort,

an dem er als Kind in einem kleinen Laden neben seiner Schule Kaugummi kaufte, um vier identische Bilder

für einen Gewinn zu sammeln. Der Ursprung vieler Klänge und Melodien, die sich in der traditionellen Musik bündeln und ihm ein berauschendes, wohlige Gefühl verleihen.

Ahmad ist ein offener, sympathischer Mensch. Eine aufgeschlossene Person, die keine soziale Interaktion scheut – sei es ein Gespräch in einem Café oder eine überlaufene Party. Zwanzig Minuten, und er kennt jede*n. Zwanzig Minuten, und jede*r kennt Ahmad.

Wenn Ahmad ein Graffiti sieht, möchte er es am liebsten fotografieren. Touri-Shots – Bilder, die man zuhauf als Stock-Images finden kann – meidet er. Oud – ein äußerst populäres Instrument in der arabischen und persischen Musik – ziert nicht nur Ahmads Arm, sondern dieses spielt er bald mit etwas mehr Übungsstunden wie ein alter arabischer Herr abends mit seinen Freunden auf dem Marktplatz. Sollte man ihm etwas schenken wollen, sucht man es am besten entkoppelt vom materiellen Wert aus. Denn der ideelle Wert berührt ihn am meisten, und er schätzt die Geschenke dadurch umso mehr.

Neurowissenschaftler, Syrer, baldiger Oud-Profi und Hobbyfotograf – oder kurz in einem Namen: Ahmad.





Bensu Akkuş

von Tuba

Bensu arbeitet aktuell in einer Kanzlei und denkt über ihr Leben nach und welche Karriere sie einschlagen möchte. Sie ist eine Denkerin, Umsetzerin und versucht, Ereignisse und Geschehnisse zu reflektieren und ihre Position in dem ganzen Geschehen zu finden. Ihr ist es wichtig, politische Diskurse mitzugestalten. Sie schreckt dabei nicht vor Herausforderung zurück, was aber nicht heißt, dass sie nicht einen Heidenrespekt vor ihnen hat. Bensu unterhält sich gerne mit älteren Menschen und versucht, auszuhelfen, wo sie kann. Sie genießt den Austausch mit ihnen sehr. Das bringt beide Seiten zu neuen Erkenntnissen. Bensu scheint die stille Beobachterin zu sein, aber in ihr arbeitet viel.

8

Khaled Al Saadi

von Nuriani

Khaled wuchs in einer Kleinstadt in der Nähe von Chemnitz auf, wohnte danach im thüringischen Ilmenau. Seit drei Jahren lebt er in Leipzig. Die Flucht aus der Kleinstadt tat dem Studenten gut: „Ich merke, dass ich immer wieder neue Erfahrungen brauche. Wenn ich einen Weg zu oft gegangen bin, langweilt mich das“, sagt er in einem ernsten, aber sanften Ton.

Auch in seinem Geografiestudium beschäftigt er sich mit dem Thema „Wohnen“, seine Schwerpunkte sind Gentrifizierung und Diversität in der Stadt. Wenn er über sein Studium redet, klingt der eigentlich eher ruhige Khaled fasziniert. Ist er erst einmal begeistert von etwas, dann richtig!

Während er sich im Studium kritisch mit Wohnen auseinandersetzt, bedeutet es für ihn persönlich Ruhe. Das Leben in größeren WGs kennt er nicht. In Zweierkonstellationen kann er seinen „Aufmerksamkeitsfokus“ auf eine Person richten. „Alles drum herum ist etwas zu viel“, sagt er. Dass er sich zu zweit

wohler fühlt als in einer Gruppe, verwundert nicht – ganz im Gegenteil: Es unterstreicht seine ruhige, sympathische und fokussierte Art. Enge Bindungen zu Menschen, die ihm wichtig sind, geben ihm Halt im Trubel des Alltags.

Khaled begleitet ein Grundvertrauen, das auch seinen Blick auf die Zukunft prägt: „Ich habe eine Sicherheit, dass ich irgendetwas werde. Auch wenn ich keinen Plan habe, wo ich landen werde. Ich werde schon irgendetwas mit meinem Leben machen“, sagt Khaled mit einem leichten Lächeln auf den Lippen und seiner Hand am Kinn. Wie ein Denker.



Lamja Aazzouzi

von Ademir

Lamja ist Bildungsaktivistin und kreative Autorin. Sie hat groß geschwungene dunkelbraune Locken, die sie liebt. Das war aber nicht immer so. Die Erfahrungen in der Schulzeit, dass Menschen ungefragt ihre Haare anfassten, prägten sie. Sie wollte nicht auffallen und griff deshalb häufig zum Glätteisen. Heute ist das anders. Lamja fällt auf. Insbesondere durch ihre tiefgründigen und gesellschaftskritischen Texte, die sie auf Instagram publiziert. Dort geht sie mit der deutschen Gesellschaft auch mal hart ins Gericht und prangert alles an, was sie stört. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht der Kampf für marginalisierte Gruppen. Ihren Antrieb zieht sie aus eigenen Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus und der Hoffnung, dass Menschen, die offen für Neues sind, durch ihre Texte den Mut zur eigenen Veränderung finden. Durch das kreative Schreiben findet Lamja eine Stimme, die ihr nach eigenen Angaben vorher gefehlt hat. So empowert Lamja nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Zuhörer*innen. Sie ist stolz darauf. Und diesen Kampfgeist bewundert nicht nur sie selbst an sich. Er hinterlässt auch bei ihren Mitmenschen bleibenden Eindruck. Ihr größter Wunsch ist Glückseligkeit. Die möchte sie damit erreichen, dass sie etwas auf dieser Welt zum Positiven verändert. Sie kämpft als Jugendgruppenleiterin an der Seite von Jugendlichen, damit diese ihren eigenen Weg finden und ihre Wünsche erfüllen. In ihrer Moscheegemeinde spricht sie offen Sexismus, Antis Schwarzen-Rassismus, Queerfeindlichkeit oder Antisemitismus an. Wer Lamja begegnet, ist inspiriert und möchte sich gleich an einem eigenen kreativen Text versuchen. All das macht Lamja zu einer starken Persönlichkeit, von denen wir mehr in unserer Gesellschaft brauchen.



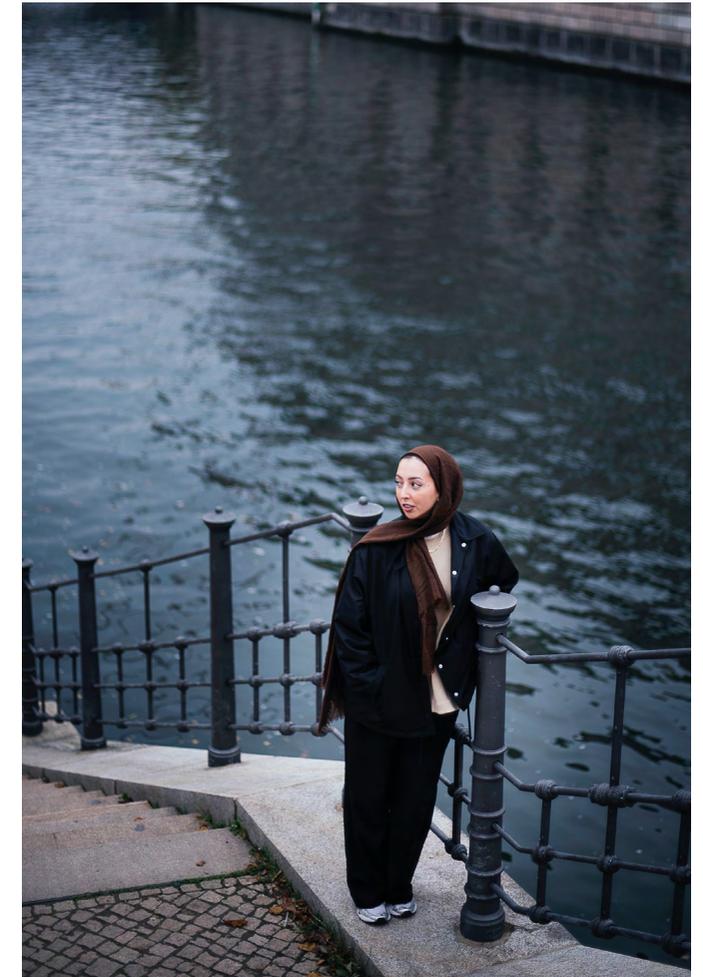
Maryam Al-Windi

von Nursima

Maryam ist aus Kiel. Das betont sie zwar, aber eigentlich ist es ihr egal, wo sie lebt, solange es eine Stadt am Wasser ist. Für ihr Soziologiestudium hat sie die Kieler Ostsee kurzerhand mit dem Rhein getauscht und wohnt aktuell in Bonn. An welches Gewässer es sie danach verschlägt, weiß sie noch nicht, denn für gewöhnlich lebt sie nach dem Motto „go with the flow“.

In ihren bisherigen Arbeiten war Maryam oft die „Wegbereiterin“, weil sie häufig die einzige muslimische Mitarbeiterin oder Woman of Color war. Das hat sie bisher aber nicht daran gehindert, neue Abenteuer einzugehen und unbekannte Räume zu erkunden.

Maryam hat ein geschultes Auge für Ästhetik. Inspiration holt sie sich aus Skandinavien. Besonders mag sie das dänische Konzept von „Hygge“, was in der dänischen Landessprache für Gemütlichkeit und angenehme Geselligkeit, verbunden mit Gefühlen von Wohlbefinden und Zufriedenheit steht. Dies spiegelt sich auch in ihrem Alltag wider, wo sie als „Barista“ der Familie gerne Heißgetränke zubereitet und diese am liebsten gemeinsam in gemütlicher Runde genießt. Als Feinschmeckerin hat ihr perfekter Kaffee allerdings hohe Standards: Ein milder Espresso-Shot mit der etwa gleichen Menge an aufgeschäumter, extraheißer Hafermilch und einem Schuss Karamellsirup als Krönung. Maryam – eine echte, nordländische Feinschmeckerin.





Nuriani Hamdan

von Ahmad

Auf den ersten Blick merkt man direkt: Nuriani ist eine ruhige und entspannte Person. Ihr breites Lächeln ist ansteckend und strahlt eine positive Energie aus. Sie flüchtet gerne in den Wald oder in die Berge, um innere Ruhe zu schöpfen und Kraft für die Arbeit zu sammeln. Nuriani lebt und liebt zwar Berlin, doch die Natur fehlt ihr trotzdem. Für sie gibt es nichts Schöneres, als draußen zu sitzen, den Vögeln zuzuhören und dabei etwas Warmes zu essen.

In ihrem Job in einer zivilgesellschaftlichen Organisation gegen Rassismus und für Chancengerechtigkeit setzt sie sich für Marginalisierte ein. Ihr Ziel ist es, junge Menschen mit Migrationsgeschichte zu empowern. Am meisten Spaß macht ihr, Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen kennenzulernen. Denn tiefe Gespräche und guter Austausch bringen sie zum Nachdenken und können neue Türen öffnen.

Irgendwo arbeiten, wo sie die Gesellschaft nicht weiterbringt, kann sie sich nicht vorstellen. Und auch die Frage, was sie tun würde, wenn sie mehr Macht hätte, würde die mutige Nuriani beantworten mit: mehr Solaridität und soziale Gerechtigkeit. Eine echte Kämpferin!

12

Nursima Avşar

von Maryam

Kreativ, empathisch und zukunftsorientiert – das sind drei Attribute, die Nursima perfekt beschreiben. Denn die Studentin der Erziehungs- und Islamwissenschaften investiert einen Großteil ihrer Freizeit in die Arbeit mit Jugendlichen und Kindern. Das macht sie mit Herzblut, und sie findet, dass sie durch diese wertvolle Arbeit selbst ein Stück weit erwachsener geworden ist. Außerdem hat Nursima ein großes Ziel: ein Jugendzentrum für muslimische Jugendliche zu gründen. Der Wunsch wird auch durch ihr ehrenamtliches Engagement im Vorstand der Islamischen Hochschulgruppe in Köln bestärkt. Dort leitet die Mönchengladbacherin verschiedene Teamtreffen, organisiert Veranstaltungen und bringt sich so in der muslimischen Community ein. Das „Leiten“ fällt der 24-Jährigen ohnehin nicht schwer, denn als älteste Schwester von zwei Geschwistern weiß sie am besten, wie sie die Herzen anderer gewinnt.

Außerdem ist Nursima gerne künstlerisch tätig. Ihr hat das Zeichnen als Kind schon großen Spaß bereitet, und diese Leidenschaft trägt sie bis heute noch in sich. Am liebsten malt sie mit Ölfarben, weil diese die Pigmente und Details so schön hervorheben. Und vielleicht kann sie ihre Leidenschaft schon bald bei einem Kunstworkshop in ihrem eigenen Jugendzentrum an andere muslimische Jugendliche weitergeben.



Tuba-Rahmann

von Bensu

Geerdet. Entschlossen. Intelligent. Beim Aufzählen dieser Eigenschaften hat jeder diesen einen Menschen vor Augen. Geerdete Menschen haben klare Meinungen und sind selbstbewusst. Eine solche Person ist Tuba. Tuba ist erst 23 Jahre alt, doch wenn man mit ihr spricht, glaubt man, sie hat doppelt so viel Lebenserfahrung hinter sich. Ihre ruhige und direkte Art beim Sprechen lässt sie weise wirken. In Tübingen studiert sie islamische Theologie und erarbeitet mit anderen in ihrer Heimatstadt Reutlingen ein Mentor*innenprogramm für gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, insbesondere für antimuslimischen Rassismus. Tuba mag keine Schlangen, dafür Pandas und Deep Talk. Eine harmonische liebevolle Person mit sehr viel Wissen und Willen zur Veränderung, das ist Tuba.



Es genügt schon ein bewusster Blick im Alltag: Unsere Gesellschaft scheint sich zu wandeln – schon seit Jahren. Auf unseren Straßen wird es vielfältiger. Aber nicht nur da, sondern auch in der Werbung, in der Politik und in den Medien. Was einerseits kapitalistischer Profitgier geschuldet ist und dem Ziel dient, neue Märkte und Zielgruppen zu erschließen, wird in den anderen Bereichen zunehmend gesellschaftlich eingefordert. Von Menschen, die sich in der Politik und in den Medien nicht repräsentiert fühlen, obwohl sie doch die Mehrheit im Einwanderungsland Deutschland stellen: Frauen und Menschen mit Migrationsgeschichte. Gerade Letztere sind noch zu selten in den Redaktionen der großen Medienkonzerne oder in politischen Führungspositionen zu finden (auch wenn die neue Regierung das gerade zu ändern verspricht). Und wie Mode- oder Autokonzerne sind auch Medien nicht dagegen gefeit, es sich allzu einfach zu machen und für das positive Image ein paar migrantische Stimmen ins Schaufenster zu stellen.

Umso relevanter ist ein Magazin wie dieses. Es lässt Stimmen zu, die immer noch zu wenig gehört werden, sogar lange Zeit vernachlässigt und ausgegrenzt wurden. Und es zeigt, dass Diversität Spaß machen kann. Nicht nur denjenigen, die sich im Rahmen der Medienakademie ein Jahr lang mit großer Begeisterung und Hingabe mit Journalismus beschäftigt haben, sondern auch all denen, die das Ergebnis dieser intensiven Arbeit nun vor sich sehen.

Spätestens nach der Lektüre des Magazins liegt es auf der Hand: Unsere Medienlandschaft muss, um anschlussfähig und glaubwürdig zu bleiben, die Vielfalt auf der Straße abbilden. Denn unsere Welt, die zunehmend komplexer und anspruchsvoller wird, lässt sich nicht mehr mit einem Journalismus von gestern erklären. Es müssen neue Einflüsse her, neue Inspirationen, neue Perspektiven. Dafür ist das vor Ihnen liegende Magazin mit dem klingenden Titel „Rauschen“ ein wunderbarer Anfang.

Natascha Roshani

Herausgeberin des DUMMY Magazins und
Mentorin der JIK Medienakademie M.AKA

ST

Frischer Wind im Weltall 20

Lamja Aazzouzi

Ich will auch einen Platz 28

in Eurem Deutschsein

Bensu Akkuş

Was von Hanau bleibt 34

Nuriani Hamdan

MMME

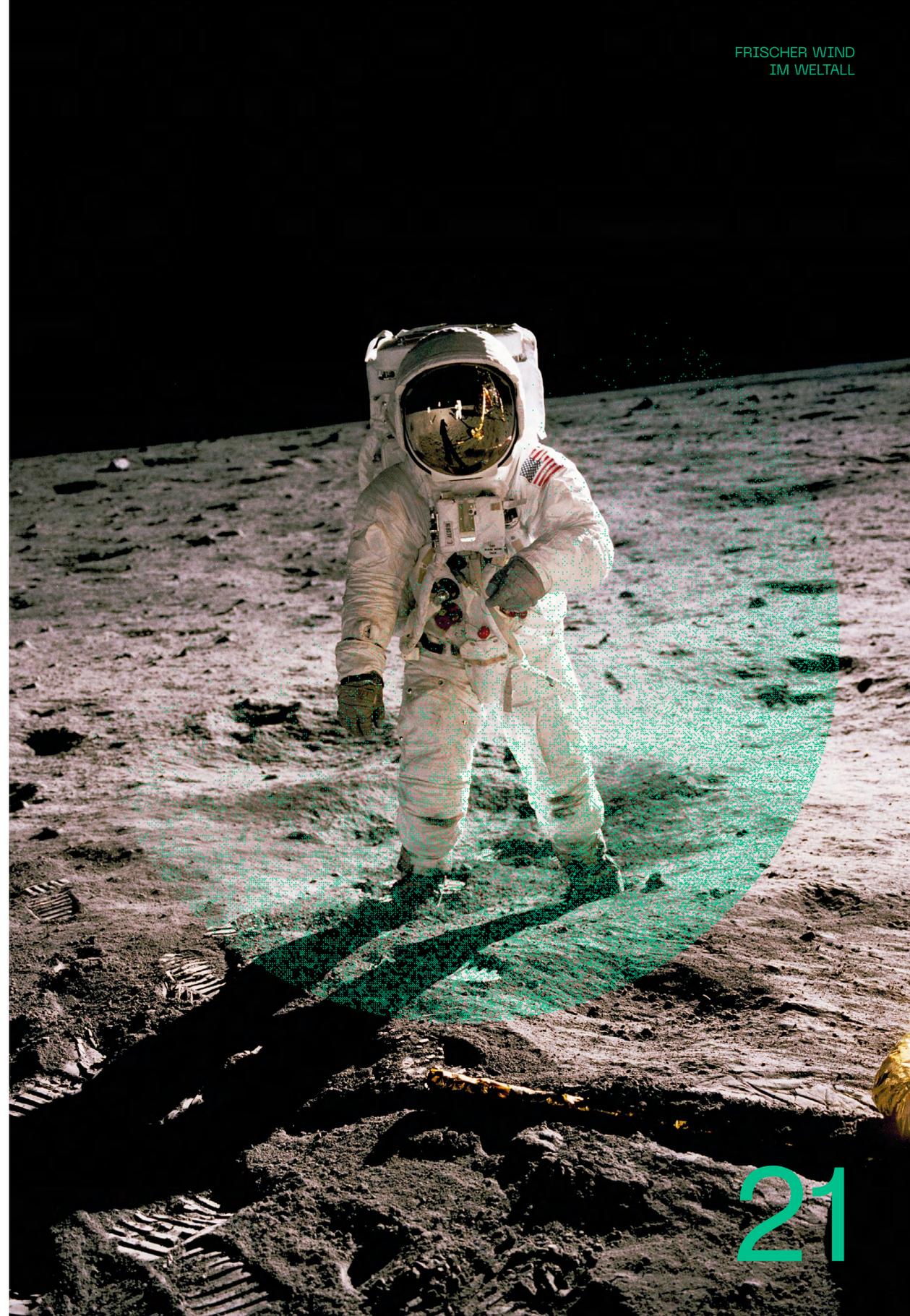
NBBR

UCHH

Frischer Wind im Weltall

Für viele ist sie ein Dorn im Auge, doch Dilara Ülker ist fest entschlossen: Sie möchte die erste deutsche Frau mit Kopftuch sein, die ins Weltall fliegt. Im Interview redet sie über Ängste und Hürden, aber auch darüber, warum sie das alles für ihren Vater tut.

20



21

Elf deutsche Astronauten waren bisher im Weltall, alles weiße Männer. Die 26-jährige Berlinerin Dilara Ülker möchte die Nummer zwölf sein – und damit nicht nur sich selbst, sondern auch anderen marginalisierten Menschen den Weg ins Weltall ebnen. Gedanklich ist sie zumindest schon dort: Kaum betrete ich den Zoom-Call, begegne ich einer lächelnden Dilara Ülker mit einem faszinierenden Welt-raumhintergrundbild. Ich frage sie, wie es ihr geht, sie erzählt mir von ihrem Arbeitsalltag in einem Softwareunternehmen. Selbstverständlich duzen wir uns, das ist so üblich in „migrantischen“ Communitys.

22

Lamja: Dilara, wir beschäftigen uns in unserem Magazin unter anderem mit dem Thema „Visionen“. Das kann für jede und jeden etwas anderes sein. Was ist deine Vision?

Dilara Ülker: Ich habe mir fest vorgenommen: Ich möchte Astronautin werden. Komme, was wolle! Das ist aber mit vielen Hindernissen verknüpft. Wahrscheinlich bin ich die erste muslimische Frau mit Kopftuch in Deutschland, die überhaupt diesen Schritt wagt und ein paar Regeln durchbricht. Ich ebne mir und anderen einen Weg in einen Raum, in dem wir nicht vertreten sind.

Was sind das für Hindernisse, von denen du sprichst?

Als ich meinen Berufswunsch nach außen getragen habe, kamen Menschen zu mir, sogar aus meinem familiären Umkreis, und sagten: „Du bist ein Mädchen, denkst du wirklich, du könntest Astronautin werden? Ist dir bewusst, dass du als Hausfrau enden

wirst und dich um deine drei, vier Kinder kümmern wirst? Eventuell wird dein Mann dir nicht mehr erlauben, dass du überhaupt arbeiten gehst, geschweige denn überhaupt das Haus verlassen darfst.“ Das war so ein Schockmoment für mich. Aber damit weiß ich jetzt umzugehen, und das hindert mich überhaupt nicht daran, an meinem Ziel zu arbeiten.

Das sind heftige Worte! Und abseits von der Familie, was musstest du dir generell anhören?

Das ist noch einmal ein ganz anderes Problem. Ich lebe in Deutschland. Ich bin eine Frau. **Ich bin Muslimin. Ich trage das Kopftuch. Und ausgerechnet ich möchte Astronautin werden? Das ist für viele ein Dorn im Auge.** Ich habe viele negative Kommentare von Deutschen bekommen. Aber: Das motiviert mich umso mehr! Jetzt werde ich es erst recht durchziehen. Ich meine, wer sind die überhaupt?

Nach ihrem Studium der Astrophysik erhielt Dilara Ülker eine Jobabsage nach der anderen. Als sie dann einen Job fand und glaubte, dass endlich alles gut läuft, wurde ihr aus rassistischen Gründen gekündigt. Wenn sie darüber redet, wirkt die eben noch fröhliche Dilara Ülker etwas bedrückt.

23

Wie geht's jetzt weiter auf deinem Weg, Astronautin zu werden?

Meine Bewerbung für die Astronautenausbildung habe ich bereits an die Europäische Weltraumorganisation geschickt. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als geduldig zu warten. Währenddessen bereite ich mich psychisch darauf vor. Ich stelle mir Fragen wie: Wie geht es weiter, wenn ich es schaffe? Aber auch: Was

geschieht, wenn ich es nicht beim ersten Mal schaffe? Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig. Was ist, wenn ich doch einen Schritt weiterkomme, wie sieht es dann für mich aus? Wenn dann die Astronautenausbildung starten sollte, gibt es viele Dinge, auf die ich verzichten muss. Und ich muss viel reisen. Würden das meine Eltern erlauben? Ganz schwierig. Mama sagt dann so-

fort: „Bevor du nicht verheiratet bist, gehst du nirgendwo hin.“ Und da fängt dann auch schon das erste Problem an. Am Anfang sagte sie mir immer: „Guck erst mal, ob du es überhaupt schaffen wirst.“ Ich denke, sie realisiert langsam, dass sie loslassen muss.

Und was erwartest du dann in der Astronaut*innenausbildung?

Es gibt zwei verschiedene Formen von Astronauten: Weltraumtouristen und berufliche Astronauten. Mein Weg ist der zweite. Im All würde ich dann entweder forschen, oder es gibt auch Astronauten, denen die Aufgabe

zugeordnet wird, Teile an einer Raumstation anzubringen. Was mir dann in Zukunft zugeordnet wird, weiß ich noch nicht. Ich würde es auch so gerne schon im Voraus wissen. Ich bin Astrophysikerin mit dem Forschungsschwerpunkt ‚Schwarze Löcher‘. Wenn ich die Möglichkeit bekommen sollte, diese vom Weltall aus weiter zu erforschen, wäre das der absolute Hammer. Meine Augen würden nur so funkeln.

„Als Jugendliche habe ich mich heimlich für einen Kurs über Schwarze Löcher im Planetarium angemeldet. Ich saß da als 15-Jährige in einem Raum, der mit lauter alten Opis gefüllt war. Das war alles superspannend und aufregend für mich.“

Wie kommt es, dass du dich so sehr für Schwarze Löcher interessierst?

Ich hatte wahrscheinlich eine ungewöhnlichere Jugend. Ich hatte andere Interessen als der Rest. Mein zweites Zuhause war das Planetarium Deutsche Stiftung in Berlin. Da gibt es eine Sternwarte, in der auch regelmäßig Kurse angeboten wurden. Ich habe mich dann heimlich dort

angemeldet. Die Kurse fanden immer abends statt, und meine Mutter wollte nicht, dass ich abends allein unterwegs bin. Also musste ich sie anlügen und habe ihr gesagt, dass ich mit einer Freundin hingeh. Ich bin aber allein hingegangen und erst Stunden später nach Hause gekommen. Der Kurs wurde von einem Professor geleitet, der mich dann später im Astrophysikstudium an der Universität betreute. Ich saß da als 15-Jährige in einem Raum, der mit lauter alten Opis gefüllt war. Das war alles super spannend und aufregend für mich.

Neben den gesellschaftlichen Hindernissen ist es oft auch die Familie, mit der man vieles austragen muss. Selbstbestimmung und Freiheiten sind nicht immer eine Selbstverständlichkeit, sondern ergeben sich manchmal erst nach Kämpfen, die jede und jeder unterschiedlich führt. Für Eltern ist die Abnabelung der Kinder sicherlich ein schmerzhafter Prozess, für Kinder ein unabdingbarer Teil ihrer Entwicklung. Solche Herausforderungen öffentlich anzusprechen, ist schwierig, weil man als muslimische, migrantisch gelesene Frau immer Gefahr läuft, mit Vorurteilen konfrontiert zu werden.

Und hast du Vorbilder?

Andere würden an der Stelle vielleicht eine Wissenschaftlerin oder einen Wissenschaftler nennen. Aber das sind auch nur Menschen mit Fehlern. Wieso kann man sich nicht sein eigenes Vorbild sein? Warum ist man nicht stolz auf sich und sagt: „Ich habe so viel geschafft, krass. Ich bin richtig stolz auf mich.“ Ich möchte mir selbst, aber auch der jüngeren Generation ein Vorbild sein. Dennoch habe ich auch noch meinen Vater, zu dem ich oft als Vorbild aufblicke.

Also ein Papakind?

Mein Vater war meine erste Bezugsperson, die mir schon als kleines Kind ins Ohr flüsterte: „Dilara, wenn du groß bist, wirst du Astronautin.“ Das hat mich sehr positiv beeinflusst. Ich mache das auch für ihn, er wäre auch gerne Astronaut geworden, doch er hatte nicht die Möglichkeit dazu.

Kein Einzelfall. Unsere Eltern hatten oft nicht die Möglichkeiten, sich beruflich selbst zu verwirklichen. Das hat ganz oft mit ihrer

oder der Migrationsgeschichte ihrer Eltern zu tun. Geldverdienen war oftmals wichtiger als der Traumjob. So tragen Kinder der zweiten oder dritten Generation in Deutschland häufig den Gedanken mit sich, dass diese Einbußen der Eltern „nicht umsonst“ sein durften.

Sie setzen sich hohe Berufsziele, um damit die Mühen der Eltern zu würdigen.

Wenn die Welt zu klein wird betrachtet man sie am besten von oben



Und was bedeutet deine Religion für dich?

Ich habe schon früh vieles hinterfragt, auch meinen Glauben. Mit 14/15 habe ich eine ganz große Selbstfindungsphase gehabt, bei der ich überlegt habe, ob ich mich wirklich dieser Religion hingeben möchte. Damit ich diese Überzeugung aufbauen kann, habe ich versucht, das mit meiner Leidenschaft, der Astronomie, zu verknüpfen. Im Koran findet man beispielsweise einige Verse, in denen es um Astronomie geht. Außerdem war ich so beeindruckt von den Planeten, als ich diese mit einem Teleskop beobachtete. Ich dachte mir: Es muss da jemanden geben, der das erschaffen hat. Das hat mich sehr fasziniert, und so habe ich meinen Weg gefunden.

Stell dir vor, du bist kurz davor, als Astronautin ins All zu fliegen. Du darfst vor einer Gruppe sprechen, die in irgendeiner Form Diskriminierungserfahrungen macht. Was wären deine Worte an diese Personen?

Ich würde so was sagen wie: „Es hat mich so viel Energie gekostet, so viel Kraft, aber ich habe es geschafft! Ganz ehrlich, wenn ich das schaffe, wirst du es auch schaffen. Wir können aus dem Unmöglichen das Mögliche schaffen, solange wir mit dem Herzen dabei sind und solange unsere Absichten rein sind. Und ich wünsche mir, dass jeder Mensch seine Bestimmung findet, sie erfüllen kann und unsere Gesellschaft jede und jeden dabei unterstützt.“

Das sind sehr schöne Abschlussworte. Dilara, ich danke dir für das inspirierende Gespräch!

Ich habe zu danken. Salam! •

Ich will auch einen Platz in Eurem Deutschsein



„Ziel von Integration ist es, alle Menschen, die dauerhaft und rechtmäßig in unserem Land leben, in die Gesellschaft einzubeziehen. Dabei betrifft Integration uns alle – Alteingesessene ebenso wie Zugewanderte.“

D

ieses Zitat stammt von der Internetseite des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat und ist das Erste, worauf man auf der Internetseite stößt, doch spiegelt dieses Zitat unsere Realität wider?

Wie integriert ist denn die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft an die sogenannten Zuwanderer*innen und an die migrantisierten Bürger*innen dieses Landes? Welche Schritte werden (nicht) getan, damit

sich autochthone Deutsche ebenso an unsere stets wachsende plurale Gesellschaft anpassen?

Ich maße mir an, zu sagen: Integration betrifft uns nicht alle gleich. „Alteingesessene“ müssen sich darüber herzlich wenig Gedanken machen. Es wird ungefragt und dauerhaft davon gesprochen, was sogenannte Ausländer*innen dürfen und wie sie sich anzupassen haben. Und zwar schnell, bevor man sie nicht mehr will. In Deutschland

30

besuchen geflüchtete oder zugewanderte Menschen einen Integrationskurs mit über 100 Einheiten, um Wörter wie „Rechtsstaat“ und „Grundgesetz“ zu lernen. Abgeschlossen wird dieser Kurs mit einem letzten Test, der mit dem Titel „Leben in Deutschland“ überschrieben ist. Teil dieser Erstintegration ist im Rahmen dessen auch der Sprachkurs, der besucht werden muss. Die deutschen Werte sollen vermittelt werden. Somit machen Immigrant*innen unzählige Bemühungen, um überhaupt das Recht auf Leben und Ankommen in diesem Land ermöglicht zu bekommen. Diese Zwangsassimilation wird stets betont, denn sie sei nötig. Wer nicht will, könne gerne wieder gehen. Den Menschen, die zuwandern (müssen) und hier leben möchten, bleibt demnach nichts anderes übrig, als sich anzupassen. Darüber besteht politischer wie gesellschaftlicher Konsens. Doch der Preis, den Migrant*innen dafür zahlen, ist hoch.

Zu Hause ausgegrenzt

Wir leben bereits in der dritten Generation hier. Meine Großeltern kamen im Jahr 1970 als Gastarbeiter*innen in dieses Land. Seitdem hat sich in Bezug auf das Integrationskonzept Deutschlands nicht viel getan. Seit drei Generationen sind wir nun also hier. Deutschland ist unsere Heimat geworden. Dennoch erfahren wir weiterhin Ausgren-

zung und bekommen das Gefühl vermittelt, nicht in die deutsche Gesellschaft zu passen. Dabei mache ich wie viele meiner migrantisierten Freund*innen kontinuierlich die Erfahrung, mir nicht alles erlauben zu können. Schlechtes Benehmen fällt bei uns direkt auf eine ganze Gruppe zurück. Ich will allerdings auch wie Maryam (siehe S. 92) das Privileg haben, ein schlechter Mensch sein zu dürfen, ohne gesellschaftlich diskriminiert zu werden. Deutschsein wird so klein und so exklusiv definiert, dass wir darin keinen Platz haben.

Wir migrantisierten Menschen assimilieren uns, indem wir uns eine neue Identität aneignen. Am Ende all unserer Bemühungen und Aufopferung werden wir als Dank dennoch nicht akzeptiert. Doch wieso gibt es keinen Willkommenskurs für die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft? Zuzüglich eines Tests, in dem die Werte für das gemeinsame Zusammenleben geprüft werden. Denn während sich die bürgerlichen Fronten populistisch frei radikalieren und der Ausländerhass geduldet wird, gar im Bundestag sitzt, wird in der Politik noch immer endlos und ausschließlich über die Anpassung der Zugewanderten an die deutsche Gesellschaft gesprochen. Zur Zeit der Anwerbung meiner Großeltern als Gastarbeiter*innen, wie auch heute noch, tragen weiterhin nur die Zugewanderten die gesamte Last. Dieses Integrationsleitbild, das sich die Mehrheitsgesellschaft und Politik für die Belehrung der Eingewanderten

31

und ihrer Nachfolgegeneration ausgedacht hat, erweist sich als Ammenmärchen. Wir Migrant*innen sind ermüdet und frustriert von dieser Situation, weil man uns die gesamte Verantwortung der Integrationsleistung tragen lässt. Dieses in der Praxis einseitige Verständnis von Integration kann nicht erfolgreich sein. Das muss auch der Politik klar werden.

Integration fängt bei Akzeptanz an

Deutschsein muss endlich offener gedacht und geliebt werden können. Denn solange die aktuellen Machtstrukturen bestehen, wird keine migrantisierte Person jemals dem Anspruch des Deutschseins genügen. Bisher kann mein migrantisches Dasein mit meinem Deutschsein nicht existieren, ohne den Zwang, sich anpassen oder entscheiden zu müssen. Die Gesellschaft ist noch immer nicht bereit, uns als Ganzes zu akzeptieren. Aber fängt Integration nicht mit Akzeptanz an?

Damit das Ziel des Zitats des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat tatsächlich die Realität widerspiegelt, muss noch einiges verändert werden. Es ist ebenfalls an der Zeit, die autochthonen deutschen Bürger*innen an die Gesellschaft anzupassen. Dabei stelle ich mir vor, wie sich das kollektive Gedächtnis dieser Mitbürger*innen öffnet und unserer tatsächlichen diversen Gesellschaft gerecht wird. Eine Allgemeinheit, in der die heute oft betonte Demokratie und Pluralität zugelassen wird. Auch wenn unsere derzeitige Praxis dies noch nicht zulässt, manifestiere ich es fortan so oft, bis es auch bei jenen mit thematisch abhängigen Hör- und Sehproblemen ankommt: Wir leben dauerhaft und rechtmäßig in diesem Land. Wir sind deutsch. Und wir werden die Gesellschaft mit Liebe weitergestalten. •



Sieht so die ideale
Integration aus?
Migrant*innen in
Schrebergärten.

Was von Hanau bleibt

In Hanau wurden neun Menschen von einem Rassisten aus dem Leben gerissen. Die Bildungsinitiative Ferhat Unvar und die Initiative 19. Februar Hanau kämpfen seitdem für Veränderung in der Gesellschaft. Eine Reportage über den langwierigen Kampf gegen Rassismus und die Wut auf einen Staat, der seine Aufgabe nicht erfüllt.

34



Gökhan Gültekin, Sedat Gürbüz, Said Nesar Hashemi, Mercedes Kierpacz, Hamza Kurtović, Vili Viorel Păun, Fatih Saraçoğlu, Ferhat Unvar, Kaloyan Velkov
Das sind die Namen der Opfer vom rassistischen Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020

35

Der 19. eines jeden Monats heißt für Ali Yıldırım zur Ruhe kommen, innehalten. Der kräftig gebaute Mann mit dem dunklen Vollbart sitzt an einem großen Tisch inmitten des lichtdurchfluteten Raums der Bildungsinitiative Ferhat Unvar nahe dem Hanauer Busbahnhof. Um ihn herum kahle Wände, ein paar Tische mit Werkzeug, eine Couch, im Nebenzimmer roher Putz und eine Leiter. Während er sich als Mitbegründer und Projektkoordinator der Bildungsinitiative Ferhat Unvar täglich mit der Tat und dem Kampf gegen Rassismus auseinandersetzt, nimmt er sich an dem Tag Zeit, um seine Gedanken zu sortieren. Für den Schulfreund von Ferhat Unvar ist das ein Ritual, um sich daran zu erinnern, was passiert ist. An das, was nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Am 19. Februar 2020 wurden neun Menschen von einem Rassisten ermordet, Ferhat Unvar war einer von ihnen. Hanau ist seitdem, wie Mölln, Rostock-Lichtenhagen oder Solingen, ein Synonym für rassistische Gewalt geworden. Was hat sich seit dieser Tat verändert, und wofür kämpfen die Angehörigen?

Newroz Duman blickt immer wieder auf ihr vibrierendes Handy, tippt schnell oder spricht eine Nachricht ein, während sie sich über den Laptop beugt. In der Hanauer Innenstadt herrscht an diesem sonnigen Septembermorgen reges Treiben, viele Menschen sitzen in Cafés, unterhalten sich oder kaufen auf dem Markt ein. In dem lichtdurchfluteten Raum der Initiative ist es hingegen still. Newroz Duman, die Mitbegründerin der Initiative 19. Februar Hanau, ist allein in dem großen Raum mit zwei Sofaecken und Tischen. Hinter ihr kocht der Samowar leise auf. An den Wänden hängen die Bilder derjenigen, die am 19. Februar ermordet wurden.

Die letzten Planungen und Absprachen für den nächsten Tag müssen getroffen werden. Das Attentat vom 19. Februar 2020 in Hanau wird dann 19 Monate her sein, und wie jeden Monat findet eine Gedenkveranstaltung statt. Diesmal hat ein lokaler Fußballverein ein Spiel in Gedenken an die Ermordeten organisiert. Dabei sollen die Trikots der kommenden Saison eingeweiht werden. Auf ihnen die Namen der neun Opfer: *Ferhat Unvar, Said Nesar Hashemi, Hamza Kurtovi, Vili Viorel Pun, Mercedes Kierpacz,*

36

Kaloyan Velkov, Fatih Saraçoğlu, Sedat Gürbüzü, Gökhan Gültekin.

Schon zehn Tage nach dem Anschlag mietete sich eine Gruppe von Unterstützer*innen in die Räume ein, die sich schräg gegenüber dem ersten Tatort befinden. Als sie den „Laden“, wie sie die 140 Quadratmeter nennen, noch renovierten, boten sie bereits Beratungen an und waren Anlaufstelle für die Familien, Betroffene und Freund*innen. Sie kommen seitdem regelmäßig dorthin. Es ist zu einem Ort der gemeinsamen Selbstorganisation geworden. Als Initiative 19. Februar Hanau stellen sie vier Forderungen: Erinnerung, Gerechtigkeit, Aufklärung und Konsequenzen. Dafür halten sie den öffentlichen Druck aufrecht, stellen immer wieder Fragen zu den Versäumnissen der Polizei, organisieren Kundgebungen und reichen Klagen ein.

Die Bildungsinitiative wurde von Ferhat Unvars Mutter, Serpil Temiz Unvar, ins Leben gerufen. Ali Yıldırım hat mit der Familie Unvar und allen, die in der Initiative mitwirken, eine zweite Familie gefunden und ist seit seinem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften täglich mit der Arbeit beschäftigt. Sie haben erst kürzlich die Räumlichkeiten gemietet. Bis zur Einweihung an Ferhat Unvars 25. Geburtstag im November sei noch einiges zu tun, sagt er. Dann sollen die Räume eine Anlauf- und Beratungsstelle für Schüler*innen werden, die Rassismus erleben, außerdem ist ein Workshopraum für Lehrer*innen zur Sensibilisierung für Rassismus geplant. Letztendlich ist die Initiative auch einfach ein Ort, wo Jugendliche hinkommen können, um sich zu treffen, sich auszutauschen und zu entspannen. „Die Nachfrage ist sehr groß und besteht auch schon sehr lange“, sagt Ali Yıldırım.

Denn es hat nicht mit Hanau angefangen.

Das betonen die Initiativen in ihrer Arbeit. Immer wieder verweisen sie auf die Pogrome und rassistischen Morde, die es in den letzten 30 Jahren in Deutschland gegeben hat. Das Land müsse endlich aus den Fehlern und Versäumnissen lernen, „dem Nicht-Hingucken, Nicht-ernst-Nehmen, dem Relativieren. Wir sehen, wie immer wieder Institutionen versagt haben. Wir sehen, wie Behörden nicht wirklich daraus lernen“, stellt Newroz Duman fest. **Die Initiative prangert an, dass es immer noch keine Konsequenzen gibt.**

37

Die Aktivist*innen sind jeden Tag unermüdlich damit beschäftigt, die Aufmerksamkeit auf diese Missstände zu lenken, Aufklärung und Konsequenzen zu fordern und Strukturen aufzubauen, um Rassismus zu bekämpfen. Aber sie geben auch zu bedenken, dass sie keine Möglichkeit hatten, richtig zu trauern, und dass die Arbeit, die sie davon abgehalten hat, eigentlich nicht ihre Aufgabe sein sollte. **„Es ist eine Schande, dass nach allem, was in den letzten 30 Jahren passiert ist, immer noch Betroffene die Aufgabe machen müssen, die eigentlich Aufgabe des Staates ist“**, wirft Newroz Duman dem Staat vor.

„Aber die Realität sieht anders aus“, sagt Ali Yildirim ernüchtert. Er wollte eigentlich ein Masterstudium beginnen, hat diesen Plan aber erst einmal verschoben. „Eine Selbstorganisation ist Pflicht, damit sich überhaupt etwas ändert“, sagt er in einem ernsten Ton. Nachdem der Mörder nicht aufgehalten und die Gefahr, die von ihm ausging, nicht ernst genommen wurde, sei es nun auch noch die Aufgabe der Hinterbliebenen, auf Aufklärung zu pochen und Rechercharbeit zu leisten. Nicht einmal für ihre finanzielle Absicherung sei gesorgt worden. Erst auf erheblichen Druck durch die Initiative und die Familien selbst sei ein Opferfonds ins Leben gerufen worden. Doch aus diesem wurde den Hinterbliebenen bisher nichts ausgezahlt.

Diese Enttäuschung prägt auch ihre Erwartungshaltung an die Politik. Newroz Duman und Ali Yildirim sind überzeugt, dass das, was die Politik bewegt, aus der Zivilgesellschaft kommt. Von allein passiert nicht viel. Der vergangene Bundestagswahlkampf, wo Rassismus kaum thematisiert wurde, hat ihnen das bestätigt. Nach dem Anschlag in Hanau und den weltweiten „Black Lives Matter“-Protesten nach dem Mord an George Floyd sei Rassismus noch nie so klar benannt worden. Doch im Wahlkampf war das Thema überhaupt nicht präsent. Auch seien sie bei der Aufklärung in den Behörden immer noch nicht weitergekommen. „Bei den Strukturen der Polizei zum Beispiel laufen wir immer wieder gegen die Wand. Da frage ich mich: Wird es jemals eine Veränderung geben?“, sagt Newroz Duman.

Trotz aller Versäumnisse, der schleppenden Aufklärung und Frustration, die diese mit sich bringen, sehen die Aktivist*innen auch, was durch die unermüdliche Arbeit der Angehörigen und Unterstützer*innen erreicht wurde. „Die Angehörigen haben nicht aufgehört, zu reden, sie bestanden darauf, die Namen und die Stimmen der Betroffenen in den Mittelpunkt zu rücken“, erklärt Newroz Duman. Das sei nun auch endlich in den Medien angekommen. Diese seien sensibler gewesen und nannten die Namen, rückten so die Opfer und nicht den Täter ins Zentrum – ein starker Bruch zur Berichterstattung zum NSU.

38



„Selbstorganisation ist Pflicht, damit sich überhaupt etwas ändert“, sagt Ali Yildirim

Es passiert viel, sie seien noch nie so gut vernetzt gewesen wie heute, erklärt Duman. „Es gibt viele Menschen, die aktiv sind, die sich teilweise schon seit Jahrzehnten einsetzen. Es passiert viel. Wir waren noch nie so gut vernetzt wie heute. Da müssen wir dranbleiben, um Veränderung in der Politik und in den staatlichen Strukturen zu erkämpfen“, fordert sie. Ali Yildirim wird ebenso nicht müde, die Namen derer zu nennen, die „aus unserer Gesellschaft gerissen wurden, mit einer Vergangenheit und mit Plänen für die Zukunft.“

Durch den Einsatz ihrer Familien und Unterstützer*innen haben sie das Erinnern verändert, die Namen der Opfer wurden sichtbar.

„Hanau ist überall“ wurde zum Slogan antirassistischer Bewegungen. Das ginge nicht ohne ihren Einsatz für Sichtbarkeit und ohne ihre unermüdlichen lautstarken Forderungen. Die Beteiligten der Bildungsinitiative wissen, dass ihr Weg noch ein langer ist, aber er sei unausweichlich. Und sie blicken nach vorne. „Es wird sich nichts verändern, wenn nicht weitergekämpft wird, wenn nicht Strukturen, Netzwerke zusammenkommen. Es braucht neue und mehr Allianzen, um etwas in den staatlichen Strukturen zu verändern“, sagt Newroz Duman.

Für Newroz Duman, Ali Yildirim und die vielen anderen, die sich in Hanau und darüber hinaus einsetzen, ist diese Arbeit eine Pflicht. Hanau hat sie verändert und eine Veränderung in der gesamten Gesellschaft ist ihre Forderung. Sie können gar nicht anders, als weiterzumachen. „Das sind wir den Opfern schuldig“, sagen sie. Und mit „wir“ sind wir alle gemeint. •

39

SONNTAG

**Schmeckt Hummus
mit Brezeln gut?**

Ahmad Kalaji

Wenn Unterdrückte unterdrücken

Tuba-Rahmann

Der spaltende Elefant im Raum

Ademir Karamehmedovic

Nie angekommen

Cem Bozdoğan

**Whatsapp-Kolumne I:
Communitykritik**

42

46

56

68

72

Schmeckt Hummus mit Brezeln gut?

Ist die deutsche Leitkultur die Bibel der Migrant*innen? Bin ich ein Syrer mit deutschem Pass oder ein Deutscher mit Migrationshintergrund? Fragen, die sich so ähnlich viele mit Migrationsgeschichte mal gestellt haben.

42

Nach zwei Jahren, in denen ich bereits in Deutschland gelebt hatte, stand ich am Hauptbahnhof in Frankfurt. Ich war müde und durchgeschwitzt. Kein Wunder, denn ich kam gerade von einer 13-stündigen Zugfahrt aus Italien zurück, meiner letzten Station einer zwei-monatigen Europareise. In Frankfurt angekommen, bin ich mit voller Freude zu einem Bäcker gerannt und habe mir eine Brezel geholt. Ach, diesen laugig-salzigen Geschmack hatte ich so vermisst.

Ich saß also am Gleis auf dem Weg nach Hause, eine Brezel in der einen Hand, einen Kaffee in der anderen. Das war der Moment, in dem ich verwirrt war, weil ich meine Gefühle, meine Sehnsucht nach der Brezel, nicht einordnen konnte. War das Heimweh? Bin ich etwa Deutscher geworden? Durchlebte ich eine Art von Identitätsverlust? Ich muss zugeben: Ich hatte schon immer große Angst, meine syrische Identität mit der Zeit zu verlieren. Dennoch war ich gleichzeitig glücklich. Denn mein Zug fuhr endlich ein. Mein Zug nach Hause.

Ich bin in dem Land, wo es überall nach Jasmin riecht, aufgewachsen. Das Land mit einer reichen Kultur und einer der ältesten Zivilisationen der Welt. Morgens vor der Arbeit startete ich mit einem arabischen Kaffee und Fairuz in den Tag. Fairuz ist eine Sängerin, die fast jede*r in den arabischen Ländern kennt. Sie hat eine melodische und ruhige Stimme. Ich bin stark mit der syrischen Kultur verbunden. In meinem Herzen schlägt eine riesige Liebe zur syrischen Gastfreundschaft, zu dem Essen und vor allem zur Musik. Das Land des Jasmins hat mein 27-jähriges Ich geformt und geprägt.

Nicht zu glauben, dass schon nach sechs Jahren Deutschland ein Teil von mir sehr typisch deutsch geworden ist. „Ahmad, verdammt, du bist mehr deutsch als ich“ oder „Ahmad Müller“. Diese Sätze höre ich immer wieder von meinen deutschen Freund*innen. Die deutsche Kultur hat einen starken Einfluss auf mich. **Ich freue mich immer auf Karneval, auf Weihnachtsmärkte und die Spargelsaison. Ich nehme meine Regen hose und Regenjacke immer mit – nach dem Motto „Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung“.** Ich liebe Weihnachtsgeschenke und jammere bei meiner Gastmutter, wenn der Weihnachtsbaum klein ist und die Geschenke nicht darunter liegen.

43



Brezel und Hummus -
Eine Annäherung

Schon von Anfang an war ich in Deutschland hin- und hergerissen. Ich wusste nicht, wohin mit meinen Gefühlen. Einerseits möchte ich mich in Deutschland integrieren, ein Teil dieser Gesellschaft werden und Anerkennung und Zugehörigkeit bekommen. Andererseits wollte der 20-jährige Syrer, der ich war, sein Ich nicht verlieren. Ich hatte immer im Kopf, dass, wenn ich mich richtig in dem neuen Land anpassen wollte, ich mein altes Ich abgeben und meine Identität löschen musste. Diese Idee hat mich lange begleitet – und überfordert.

Ich sehe in meinem Umfeld, wie ich mittlerweile zahlreiche deutsche Freund*innen beeinflusst habe. Viele von ihnen hören mittlerweile arabische Musik, essen sehr gerne syrisch, können besseren Hummus machen als ich. Sie kaufen gerne Petersilie und würzen das Essen mit Kreuzkümmel. Genauso wie sie ihren Einfluss auf mich haben. Ich freue mich wie ein kleines Kind, wenn meine Mitbewohner*innen Käsespätzle oder Maultaschen selbst machen. Ich bekomme Gänsehaut und Heimweh, wenn ich das Lied „Tommi“ von AnnenMayKantereit höre, in dem ein Deutscher darüber singt, wie er Köln vermisst. Weder bin ich in Köln geboren noch bin ich die ersten 20 Jahre meines Lebens in Köln gewesen. Aber jedes Mal fühle ich mit ihm.

Deutsche Gänsehaut

Und dann kam Thomas de Maizière. Der damalige Innenminister wollte im Jahr 2017 mit einigen Thesen zu einer Diskussion über eine deutsche Leitkultur einladen. Unter anderem ging es in dem ersten von insgesamt zehn Punkten um deutsche Höflichkeit. „Wir sagen unseren Namen. Wir geben uns zur Begrüßung die Hand“, stand da drin.

Damals klang „Leitkultur“ für mich wie eine Integrationsleitlinie.

Obwohl ich einige Punkte als etwas Selbstverständliches sah, stehe ich dem Begriff „Leitkultur“ an sich skeptisch gegenüber. Selbstverständlich soll es Regeln und Werte wie Demokratie, Meinungsfreiheit oder keine Gewalt geben. Diese Werte stehen aber im Grundgesetz, und an die müssen sich alle in Deutschland halten – ob es eine Leitkultur gibt oder nicht. Solch eine vorzuschreiben und Migrant*innen wie mir vorzustellen, finde ich dennoch kritisch. Gehöre ich nicht zum „Wir“, wenn ich die deutsche Leitkultur nicht hundert Prozent befolge?

„Wie sollen wir die Menschen bei uns integrieren?“, darüber redeten auch andere Politiker*innen. Ich konnte irgendwann den Begriff „Integration“ nicht mehr hören. Es löste Ängste bei mir aus. Ängste vor Identitätsverlust. Ich stellte mir hier die Frage, warum Integration? Warum reden wir nicht von „Inklusion“? Inklusion sorgt dafür, dass sich keine*r von uns verstellen oder anpassen muss, um einer Norm zu entsprechen. Wir können durch Inklusion eine viel vielfältigere Gesellschaft haben.

Im Sommer 2017 saß ich in der Mensa mit einer Freundin, als wir anfangen, über unser Frühstück zu reden. Mein typisches Frühstück war eine Scheibe Käse, dazu Marmelade mit leckerem deutschem Brot und oft eine Brezel. Ihres war im Gegenteil arabisches Brot mit Hummus. Warum kombinieren wir nicht unser Frühstück? **Warum nicht Hummus mit einer Brezel? Syrisch oder deutsch – ich kann beides sein.** Dies klingt doch viel schöner!

Also, liebe Politiker*innen, warum erweitern wir nicht die Leitkultur? Anstatt sich nur die Hand zur Begrüßung zu geben, könnten wir sie beispielsweise kombinieren und den Menschen zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange geben, wie es in Südamerika oder Syrien üblich ist. Ich bin mir sicher, dass das unser Zusammenleben in Deutschland verbessern würde. •

Wenn Unterdrückte unterdrücken



Gläubigen, denen das Muslimischsein
abgesprochen wird

46

47

Die pakistanische Stadt Lahore, bekannt als das Bildungszentrum Pakistans, wurde im Jahr 2010 zum Schauplatz für Hass und Diskriminierung: Eine Gruppe von Taliban verübte einen Anschlag auf die Bait-un-Noor-Moschee und Bait-ul-Zikr-Moschee. Neben mehr als 120 verletzten Ahmadi-Muslimen¹ wurden über 80 Ahmadi-Muslime getötet.

Dieser Anschlag war kein Einzelfall. Er reiht sich in eine Liste sämtlicher Fälle von strukturell rassistischer und diskriminierender Gewalt ein. Die politische und gesellschaftliche Tabuisierung und Diskriminierung von Ahmadi-Muslim*innen ist immer noch gelebte Praxis, vor allem in muslimischen Ländern. Doch woher hat sie ihre Wurzeln, wie wirkt sich diese aus, und was sind ihre Folgen?

48

A

Als der Anschlag passierte, war ich zwölf Jahre alt. Ich sah meinen Vater, wie er am Tisch saß und im Fernsehen beobachtete, was Hass auslösen kann. Für ihn nichts Unbekanntes. Er sah, wie der eine Bruder den anderen Bruder aus einer Moschee trägt, voller Blut. Dieser Moment, wenn dein Bruder, Vater oder Sohn zum Freitagsgebet geht, voller Freude das Haus verlässt, aber nicht mehr nach Hause

kommt. Wo die einen versuchen, zu helfen, noch Leben zu retten, da verteilen die anderen, die Unterdrücker, Süßspeisen als Sieg über die von ihnen verurteilten „Ungläubigen“ und „Ketzer“. Stell dir vor, du sitzt zu Hause, in Besorgnis und dennoch ganz unbesorgt, und es klingelt an der Tür. Nachdem du die Tür öffnest, merkst du, wie deine Nachbarn Süßspeisen verteilen. „Mabrook“ heißt es zu dir. „Die Ungläubigen sind gefallen.“ Mit verschränkten Händen nimmst du diese entgegen. Ein vermeintliches Lächeln aufsetzend und hoffend, dass sie weiterziehen, ohne eine Antwort von dir zu verlangen. Denn dein Hals ist zugeschnürt, und deine Stimmbänder sind nicht in der Lage, sich zu bewegen. Ein Moment, in dem man das Beste im Schlimmsten hofft. Ein Moment, in dem die Zeit stehen bleibt, aber das ganze Leben an einem vorbeizieht. Momente, in denen du verkrampft um Luft schnappst und doch im Trockenen ertrinkst ...

Von dem Moment, in dem sich der Anblick meines Vaters in mir eingepägt hat, berichten andere Betroffene davon, wie sie mit einer zitternden Stimme aus dem Schlaf geweckt wurden und ahnungslos auf den Anruf ihrer Liebsten warteten. Die Verarbeitung der Ereignisse wäre angenehmer, wenn sich diese nicht abermals wiederholen würden, wenn der Staat Versuche unternehmen würde, gegen die Fanatiker*innen vorzugehen. Der Prozess, die Leichen der Liebsten zu identifizieren, die Familien der unschuldigen Menschen zu benachrichtigen, diese dann zu vergraben und währenddessen keine staatliche Sicherheit und Unterstützung zu bekommen, ist eine traumatische Erfahrung, die für immer die eigene Sichtweise auf das Leben prägt.

49

Verfolgt

Die Diskriminierung von Ahmadi-Muslim*innen gibt es schon seit der Gründung der Gemeinde im Jahr 1889. Viele sogenannte Gelehrte betitelten den Gründer, Mirza Ghulam Ahmad von Qadian (AS)[Ⓞ], als „Ketzer“ und „Abtrünnigen“. Von da an machte sich die politische Verfolgung bemerkbar, wie zum Beispiel im Jahr 1903, als der renommierte Theologe und königliche Ratgeber seiner Zeit, Sahibzada Abdul Latif (RA)[Ⓞ], durch die Straßen von Kabul, Afghanistan, gezerrt und unter der direkten Aufsicht des afghanischen Amirs gesteinigt wurde. Seitdem sind unzählige Fälle bekannt und dokumentiert, wie Ahmadi-Muslim*innen aufgrund ihres Glaubensverständnisses verfolgt und getötet werden.

1953 erreichte die aktiv sichtbare Propaganda gegen die Gemeinde erneut einen Höhepunkt, da Maßnahmen von der Regierung gegen die Mitglieder gefordert wurden. Um diese konsequent durchsetzen zu können, wurde randaliert und das Leben individueller Bürger*innen erschwert, indem Busse verbrannt und Frauen geschändet wurden. Ahmadi-Muslim*innen, die zuvor ihrer Heimat noble Dienste erwiesen hatten, wurden aufgrund ihrer Gemeindegliederzugehörigkeit boykottiert. Selbst Kinder wurden von ihren Mitschüler*innen und Lehrkräften diskriminiert und ausgeschlossen.

Diese extremen Ausschreitungen sind bis heute gängige Praxis. Im Jahr 2020 wurde die Leiche eines kleinen Mädchens nur wenige Stunden nach der Beerdigung aus einem Friedhofsgrab in Bangladesch von Fanatiker*innen ausgegraben und am Straßenrand entsorgt. Das Grabmal des renommierten Wissenschaftlers Dr. Abdus Salaam wird auch des Öfteren entstellt. Es vergeht kein Monat, in dem Ahmadi-Muslim*innen nicht wegen ihres Glaubens getötet werden.

Zu Ungläubigen erklärt

Die politische und gesellschaftliche Diskriminierung macht sich darin bemerkbar, dass sie sich in muslimischen Ländern nicht als Muslim*innen bezeichnen dürfen, ihre Gemeindegliederzugehörigkeit nicht äußern können, ihre Glaubenshäuser nicht als Moscheen bezeichnen dürfen oder andere Muslim*innen nicht einmal mit dem Gruß „Friede sei mit euch“ begrüßen dürfen. In der Konstitution von Pakistan werden Ahmadi-Muslim*innen explizit als Nichtmuslim*innen deklariert, und in ihren Pässen ist ihre Gemeindegliederzugehörigkeit vermerkt. Seit Neuestem wird ihr Glaubensverständnis selbst für Eheschließungen ausgeschlossen. Somit können sie keine Ehe mit vom Staat akzeptierten

Ⓞ Taslim – „Friede sei auf ihm“ - Wird nach dem Namen aller Propheten gesprochen
 Ⓞ Tardiya – „Möge Allah Wohlgefallen an ihm/ihr/ihnen haben“ – wird für die Gefährten benutzt

Muslim*innen eingehen, ohne sich von der Gemeinde schriftlich zu distanzieren bzw. auszutreten. Jährlich finden mehrere Veranstaltungen gegen die Ahmadi-Muslim*innen statt, bei denen die Teilnahme mit Geldern und Ähnlichem belohnt wird. Unter anderem ruft man in solchen Veranstaltungen zum Töten auf. Durch das Töten der Ahmadi-Muslim*innen wird einem das Paradies und ein Platz unter den engsten Gefährten des heiligen Propheten Mohammad (SAW)[Ⓞ] versprochen. Ein Versprechen, das für viele zu verlockend ist.

Doch wie ist die religiöse Begründung dafür? Jeder Glaube beruft sich auf einen Wahrheitsanspruch. Die Ahmadiyya-Muslim-Gemeinde hält dementsprechend an dem Wahrheitsanspruch fest, dass der heilige Prophet Mohammad (SAW) der letzte gesetzgebende Prophet ist und somit nach ihm kein Prophet mehr erscheinen wird, der eine neue Lehre Gottes mit sich bringt. Denn für die Ahmadi-Muslim*innen ist der heilige Qur'an das vollkommene Buch Gottes, das für die gesamte Menschheit gedacht ist.

Einer der größten Interpretationsunterschiede ist die Rolle von Jesus (AS): Ahmadi-Muslim*innen glauben daran, dass Jesus (AS) die Kreuzigung überlebt hat und nicht lebendig in den Himmel aufgestiegen ist, sondern mit dem Auftrag, die zwölf verlorenen Stämme des Moses zu finden, bis nach Kashmir ausgewandert ist. Dort ist er durch einen natürlichen Tod, wie alle anderen Propheten, zum Schöpfer zurückgekehrt. Gründer Mirza Ghulam Ahmad von Qadian (AS) hat den Anspruch erhoben, der verheißene Messias und Mahdi zu sein, der ebenfalls von weiteren Religionen erwartet wird. Die Mitglieder der Gemeinde akzeptieren ihn somit als solchen, der in der Endzeit erscheinen wird. Eine Überzeugung, die in den Lehren des Islam legitim ist, aber von der Mehrheit der modernen muslimischen Gelehrten nicht akzeptiert wird. Vielmehr führt diese Glaubensrichtung dazu, die Mitglieder als Ungläubige zu bezeichnen.

Verantwortung

Diese Art der Diskriminierung ist eine jahrzehntelange Tradition, die sich nicht nur in vielen muslimischen Ländern etabliert hat, sondern sich mittlerweile auch in säkularen Staaten in Europa hineinschleicht und ein Fundament der Intoleranz setzt. Unter diesen Umständen sind immer noch Mitglieder der Ahmadiyya-Muslim-Gemeinde von der Abschiebung aus Deutschland bedroht, und noch immer werden selbst Ahmadis an renommierten Universitäten in Deutschland Opfer von Hass, Hetze und Diskriminierung.

Ⓞ Tasliya – „Frieden und Segnungen Allahs seien auf ihm“ – wird speziell nach dem Namen des Heiligen Propheten Mohammadsaw gesprochen.

Neben dem Mangel an Bereitschaft, an einem innerislamischen Dialog teilzunehmen, sieht man auch, wie das Glaubensverständnis der Gemein-

de öffentlich falsch wiedergegeben wird. Dies führt nicht nur dazu, dass weiterhin Missverständnisse etabliert werden, sondern auch dazu, dass Möglichkeiten, offen auf einen Austausch einzugehen, eingeschränkt werden.

Meine Version für die Zukunft fängt damit an, dass wir nicht nur beobachten, sondern uns auch für mehr Austausch bereit erklären, dass wir realisieren, wie giftig es für eine Gesellschaft ist, wenn Worte missinterpretiert werden, und dass wir miteinander reden statt übereinander. Dass wir die Würde des anderen nicht verletzen, sondern uns aktiv dafür einsetzen, dass politisch verfolgte Menschen einen Schutz vor den Unterdrückern erhalten. Dazu gehört auch, als Regierung und Individuum Maßnahmen zu ergreifen, andere Länder sowie Institutionen im eigenen Land auf ihre Missstände hinzuweisen, statt so eine Tradition weiterhin zu tolerieren und hinzunehmen. Es ist wichtig, die Unterdrückung einer Gemeinde anzusprechen und das Tabu zu brechen, um das friedvolle Miteinander und Füreinander gewährleisten zu können. •

Jugendunterricht in einer Gemeinde der Ahmadiyya in Berlin-Pankow



Manchmal verlieren wir uns in dieser Welt,
hasserfüllt in jedem Moment,

wollen gedeihen, doch können es nicht, möchten strahlen, uns entfalten, doch sind eingeschränkt.

Eingeschränkt in dem, was uns erfüllt, von anderen jedoch verflucht.

Ganz offenbar jeder einem Schaden zufügen möchte,

dazu noch schleichend den Atem entziehen möchte.

Ganz einseitig das Leben betrachtet, das Schwarz-Weiße als die Wahrheit erachtend,

durch das Leben zieht.

Ganz munter zum Töten aufruft und dann durch Häuser zieht,

die letzte Kraft entziehend mit aller Kraft versucht, zu vernichten.

Die Tradition fortsetzend das Herz verschließt und sich dem wahren Glauben entzieht.

Was heißt denn, zu glauben und glauben zu lassen?

Was heißt denn, zu lieben und lieben zu lassen?

Wie ist es denn, zu glauben?

In jedem Moment mit Hass durch das Leben ziehend kann man da noch glauben?

Wie die Zeit vergehend auch der Hass sich im Leben integriert.

Was sind das denn für Menschen, fragt man mich,
die man so hasst und töten will.

Durch jede Gasse und Straße als Ketzler betitelt wird,

mit Waffen in ihre Moscheen einstürzt, während der Muezzin das Adhan ruft!

Die Anhänger durch die Straßen zerrt und steinigt,

oder mitten auf der Straße das Leben entzieht ...

Selbst in ihren vier Wänden und Grabmälern ungeschützt und dem Hass ausgesetzt.

Was sind das denn für Menschen?, fragt man mich.

Ich stehe da, mit zwölf, und antworte, das, das bin ich.

Der spaltende Elefant im Raum

„Treffen sich ein Jude und ein Moslem und hauen sich zur Abwechslung mal nicht die Köpfe ein.“ Was klingt wie der Beginn eines schlechten Witzes, ist die Vision einer Welt, in der Streit über den Nahostkonflikt endlich möglich ist.

56



57

M

achen wir uns nichts vor. Die große Vision der sich in den Armen liegenden Jüdinnen*Juden und Muslim*innen, die gemeinsam gegen intersektionale Diskriminierungen kämpfen, ist weit entfernt. Sie kann nur Realität werden, wenn wir einen Umgang mit dem Nahostkonflikt

finden. Nicht alle Muslim*innen sind Palästinenser*innen, nicht alle Jüdinnen*Juden sind Israelis. Dennoch wäre es realitätsfremd, nicht anzuerkennen, dass sich hier zwei Communitys gegenüberstehen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten mehrheitlich auf verschiedene Seiten dieses Konflikts begeben haben. Wie streiten wir uns also konstruktiv über den großen, aus dem Nahen Osten importierten Elefanten im Raum?

Bisher scheinen beide Communitys keinen Umgang mit diesem Dialog gefunden zu haben. Viel zu sehr ist struktureller Antisemitismus auf der einen und struktureller antimuslimischer Rassismus auf der anderen Seite in den Köpfen der hier lebenden jüdischen und muslimischen Menschen verhaftet. Rassismus und Antisemitismus, der auf dieses außenpolitische Thema zurückzuführen ist.

Dabei muss Streit kein Ausschlussgrund für Freundschaft sein. Ganz im Gegenteil. Erst in der Bewältigung von Konflikten kann Normalisierung in eine Beziehung kehren.

Erst wenn Auseinandersetzungen so gelöst werden, dass aus ihnen schöpferisches Potenzial erwächst, können eine echte Nähe und wirklicher Zusammenhalt entstehen.

Doch wie können Jüdinnen*Juden und Muslim*innen über den Nahostkonflikt streiten, ohne dabei in absolut verfeindete Haltungen zu geraten? Wie kann die Vision jüdisch-muslimischer Freundschaft, die über Jahrhunderte vorher so ausgeprägt war, wiederbelebt werden? Formate, in denen sich beide Gruppen zwanghaft der Mehrheitsgesellschaft anbieten und dabei beteuern, sich – ohne ein Wort über Israel und Palästina zu verlieren – wirklich gut zu verstehen, helfen dabei

58

nicht. Sie führen eher dazu, dass Wunden durch jede Eskalation des Konflikts erneut aufgerissen werden. Möchte man also mit der Annäherung nicht regelmäßig von vorne beginnen, muss man lernen, zu streiten, gerade über den Nahostkonflikt.

Dass Annäherung nicht immer nachhaltig ist, war erneut im Frühjahr 2021 zu beobachten. Als die Gewalt in Israel und Palästina wieder einmal eskalierte, demonstrierten Hunderte Menschen entweder in Solidarität mit Palästina oder mit Israel. Doch wieder erstreckte sich diese emotionale Debatte nicht nur auf einige Demonstrant*innen auf den Straßen der großen Städte, sie wurde verstärkt auch auf dem Schauplatz der sozialen Medien geführt. Es wurde schnell klar, dass dieser Diskurs keine Glanzstunde der jüdisch-muslimischen Beziehung werden würde: Tagelang spülten Instagram- und Twitter-Nutzer*innen beinahe stündlich neue Bilder und Informationen in die Timelines, ohne Einordnung, ohne Faktencheck. Viel zu emotional aufgeladen standen sich zwei quasiverfeindete Lager gegenüber: diejenigen, denen das palästinensische Leid scheinbar egal war, und diejenigen, die in Israel die einzige Quelle des Bösen sahen. Es dauerte nicht lang, bis die ersten Fensterscheiben von Synagogen, etwa in Bonn oder Mannheim, zerstört und die ersten antimuslimischen Ressentiments geschürt wurden. Als der Krieg im Nahen Osten wieder abkühlte, hinterließ er nicht nur Hunderte Tote und Verletzte in Israel und Palästina. Er hinterließ auch Wunden in Freundschaften zwischen Jüdinnen*Juden und Muslim*innen in Deutschland. Bei Menschen, die sich vorher jahrelang für den Diskurs der beiden Communitys stark gemacht haben.

Differenzierter Dialog?

Zum Streiten gehört Zuhören. Zuhören, um zu verstehen, nicht, um mit eigenen Punkten dagegenzuhalten.

Denn es ist bemerkenswert, dass sich sowohl muslimische als auch jüdische Communitys im Diskurs nicht gehört fühlen. Immer wieder wird die Behauptung laut, dass die eigene Seite in der Debatte nicht genügend abgebildet sei. Das Gefühl, die Tagesschau sei entweder einerseits zu kritisch mit Israels Regierung oder verschweige andererseits viel zu häufig palästinensisches Leid. Ergebnis dieses Gefühls sind Instagram-Posts, die vor allem Leid und Opfer der eigenen Seite darstellen. Und das in immer gewaltvolleren Aufmachungen, um im Aufmerksamkeitswettbewerb durchzudringen. Was in dieser Logik nicht stattfindet, ist Gift für einen guten Streit:

59

Es bilden sich immer extremere Meinungen, um den in der eigenen Wahrnehmung ohnehin sehr begrenzten Raum innerhalb des Diskurses möglichst prägnant und effektiv zu nutzen.

Dass eine solche Form der Kommunikation nicht konstruktiv ist, überrascht niemanden. Räume, in denen differenzierte Meinungen vertreten werden können, sind selten geworden. Demonstrationen, die sich mit Palästina solidarisieren, fallen viel zu häufig durch antisemitische Parolen auf, als dass man sie als Muslim*in, die bzw. der sich zum Existenzrecht Israels bekennt, besuchen könnte. Solidaritätsbekundungen mit dem Staat Israel enden allzu häufig mit mehr oder weniger offensichtlichen antimuslimischen Parolen, Verallgemeinerungen und dem Narrativ des „importierten Antisemitismus“, dessen sich auch Parteianhänger*innen Rechts der politischen Mitte bedienen.

Konstruktiv Streiten lernen

Um eine Vision für den jüdisch-muslimischen Streit zu entwerfen, muss zunächst verstanden werden, was für beide mit diesem Thema auf dem Spiel steht. Erst wenn beiden Seiten klar ist, welche Emotionen sich in einem Streit gegenüberstehen, werden sie bereit sein, Rücksicht zu nehmen. Erst dann wird Streit konstruktiv.

Mit Israel haben Jüdinnen*Juden zum ersten Mal in der modernen Geschichte ein Land, in dem sie bedingungslos sicher sind. Das sie aufnimmt, wenn irgendwo auf der Welt noch einmal der Antisemitismus, die Gewalt gegen jüdische Menschen, nicht mehr zu ertragen ist. Das klingt vielleicht auf den ersten Blick abstrakt. Jedoch wird diese Angst vor dem Hintergrund des immer wieder aufflammenden Judenhasses und des polizeilichen Versagens, jüdische Einrichtungen auch in Deutschland effektiv zu schützen, sehr konkret. Wenn jüdische Aktivist*innen, wie zum Beispiel Laura Cazés, nicht mehr fragen, ob, sondern wann der nächste Anschlag auf eine jüdische Einrichtung stattfindet, versteht man das Sicherheitsbedürfnis.

Jüdinnen*Juden in Deutschland stehen nicht für Israels Politik, sie haben aber zum großen Teil eine sehr emotionale Bindung zu diesem Land. Eine Bindung, die aus der Not des jahrhundertelangen Antisemitismus erwachsen ist.

60

Wenn für Jüdinnen*Juden der abscheuliche Antisemitismus – insbesondere des 20. Jahrhunderts – die prägendste Kollektiverfahrung ist, dann ist es für Muslim*innen wohl die der Kolonialisierung. Viele Muslim*innen teilen die existenzielle Angst, ihr Land und ihren Wohnort durch kriegerrische Mächte zu verlieren.

Die Muslim*innen aus Bosnien und Herzegowina, Afghanistan, Tunesien oder Marokko – sie alle teilen die Angst, die eigene Kultur und damit die eigene Identität, das eigene Brauchtum und die eigene Sprache aufgeben zu müssen. Auch in der Auseinandersetzung mit dem Nahostkonflikt schwingt diese Angst mit.

Die eigenen Identitätskrisen werden stellvertretend mit dieser Thematik bearbeitet – eine nicht einfach zu lösende Verbindung. Viel zu verlockend ist die Möglichkeit, sich endlich einmal gegen Besatzung und Unterdrückung aussprechen zu können. Dass auf der anderen Seite Jüdinnen*Juden sitzen, die ebenfalls aus tiefsitzender Angst handeln, ihr eigenes Land zu verlieren, macht die Situation jedoch kompliziert.

Im Umgang mit diesen Seiten braucht es Empathie. Diese bringen Menschen allerdings erst auf, wenn sie sich ihrerseits respektiert fühlen. Genau aus diesem Grund muss es also Grundregeln des Respekts geben, die im Streit zu beachten sind.

Die Realität anerkennen

Die erste Regel, die im Streit um den Nahostkonflikt zu beachten ist, klingt zunächst einmal banal. Es gilt, anzuerkennen, was ist. Viel zu häufig wird dies nur selektiv getan. Muslimische Communitys in Deutschland haben ein strukturelles Problem mit israelbezogenem Antisemitismus. Es sind keine kleinen belanglosen Haltungsprobleme, die muslimische Communitys in diesem Kontext haben. Es ist ein strukturelles, weitverbreitetes Phänomen, das bei den verantwortlichen Autoritätspersonen der muslimischen Communitys noch viel zu wenig Beachtung findet. Wer aber von „muslimischem Antisemitismus“ spricht, verkennt einen wichtigen Punkt. Diesen gibt es nicht. Denn zu suggerieren, es gäbe einen muslimischen und damit einen theologisch im Islam fundierten Antisemitismus, wäre falsch. Diese Unterscheidung ist wichtig, um auch in muslimischen Communitys selbst nicht den Eindruck zu erwecken, dass Hass gegen jüdische Menschen in irgendeiner Form auf Gott zurückzuführen sei. Und dass es diesen Hass gibt, das ist traurige Realität. Diese Wahrheit muss gerade von muslimischen Menschen ausgesprochen werden. Viel zu oft wurde diese Wahrheit missbraucht, um muslimischen Communitys zu

61

schaden, ohne einen wirklich konstruktiven Beitrag zur Behebung dieses Problems zu leisten. Aus diesem Grund sind Muslim*innen in Deutschland in der Verantwortung, diese Realität zu benennen, um sie zu ändern.

Eine weitere Realität, die es anzuerkennen gilt, ist der strukturelle antimuslimische Rassismus innerhalb der israelischen Politik. Wenn Menschen am Flughafen in Tel Aviv danach gefragt werden, welche Feiertage sie feiern oder wie ihre Väter und Onkel heißen, dann möchte man herausfinden, ob Menschen Allah anbeten oder nicht. Dieses Racial Profiling ist Rassismus gegenüber Muslim*innen. Wenn Menschen aufgrund ihrer muslimisch-palästinensischen Herkunft etwa im Staatsbürgerrecht anders behandelt werden, lässt sich das nicht anders erklären als mit rassistischen Ressentiments. In den von Israel besetzten Gebieten ist die Lebenssituation von arabischen und jüdischen Menschen systematisch ungleich. Arabische Menschen leiden in Israel unter Rassismus und Menschenrechtsverletzungen. In den besetzten Gebieten ist es fast unmöglich, eine funktionierende staatliche Struktur aufzubauen. So werden in den sogenannten C-Gebieten, in denen das israelische Militär die überwiegende staatliche Kontrolle über palästinensisches Gebiet ausübt, auch heute noch kaum Baugenehmigungen für palästinensische Dörfer erteilt. Im Gegenzug werden israelische Siedlungen gebaut. Diese Wahrheit zu benennen, ist auch hier der erste Schritt, um eine Faktengrundlage für einen konstruktiven Streit zwischen jüdischen und muslimischen Menschen zu schaffen.

Bei der Benennung der Realität kommt es durchaus darauf an, wer diese ausspricht. Wichtig ist es, dass die jeweiligen Seiten die eigenen Schwächen ins Zentrum des Diskurses rücken. Denn nur so entkräftet man den Vorwurf, man würde den Hass der Gegenseite instrumentalisieren, um die eigene Position zu stärken. Die eigenen Fehler zuzugeben, der anderen Seite zuzugestehen, dass sie unter den Strukturen der eigenen Seite leidet, das ist es, was Vertrauen schafft und guten Streit ermöglicht. Es ist dieses Vertrauen, das uns schwierige Diskurssituationen aushalten lässt.

Es ist okay, selektiv auf Leid hinzuweisen

Eine zweite Regel, die den Streit auf eine konstruktive Ebene heben könnte, betrifft das Leid, das israelische und palästinensische Menschen erleben müssen. Leid ist Leid. Jedes Opfer ist eines, das von einer Familie betrauert wird. Jedes Leben, das verloren geht, ist eines, das sein Potenzial und seine Träume nicht verwirklichen konnte. Krieg ist eine nur von außen rational und scheinbar objektiv zu beurteilende Materie. Wenn wir also Betroffenen zuhören oder sich Menschen mit dem Leid im Nahen Osten solidarisieren, ist es in Ordnung, wenn sie das selektiv tun. Wenn jüdische oder israelische Personen davon berichten, dass

fast jede*r jemanden kennt, die bzw. der einen Angehörigen verloren hat, dann müssen sie nicht im nächsten Atemzug das israelische Militär für zivile Opfer in Palästina kritisieren. Sie verdienen es, gehört und in ihrem Leid ernst genommen zu werden.

Wenn sich muslimische Menschen weltweit mit dem Leid der Palästinenser*innen solidarisieren, dann müssen sie nicht zeitgleich die Hamas für ihre undemokratische Terrorherrschaft verurteilen. Selektion in der diskursiven Solidarität ist hier nur menschlich.

Dieser Schmerz und diese Solidarität darf Platz finden, ohne dass Standards an Objektivität erhoben werden. Leid und Solidarität sind subjektiv. Der Diskurs dazu ist es auch.

Es gibt Linien, die nicht zu überschreiten sind

Den Nahostkonflikt zu ignorieren und dabei jüdisch-muslimische Freundschaft zu beteuern, ist falsch – aber wie anderswo auch gibt es ebenso in diesem Streit rote Linien, die nicht zu überschreiten sind. Ein Grundpfeiler der Debatte muss dabei das Existenzrecht Israels sein. Dieses Land ist nicht nur Zuflucht und Überlebensgarantie für Millionen von Jüdinnen*Juden auf der ganzen Welt. Es ist auch die Lehre aus der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft in Deutschland, der mangelhaften Entnazifizierung in der darauffolgenden Bundesrepublik und Ausdruck des Selbstbewusstseins jüdischen Lebens, dessen Wiedererlangung nach dem Holocaust nicht selbstverständlich war. Die meisten deutschen Muslim*innen müssen sich diese Gräueltaten nicht vorwerfen lassen. Sie müssen sich nicht fragen lassen, ob ihr Großvater an den Taten der Nazis beteiligt war. Doch kann sie das nicht davon befreien, die Leitlinien und grundlegenden Lehren aus der deutschen Geschichte anzunehmen. Dazu gehört es, dass Deutschland immer an der Seite Israels stehen wird. Und wir als deutsche Muslim*innen sind Teil dieser Allianz.

Wo ein Israel existiert, daneben muss es auch ein Palästina geben. Schon jahrzehntelang ist die Zwei-Staaten-Lösung Teil deutscher Diplomatiebestrebungen. Palästinenser*innen haben durch die Staatsgründung Israels kollektiven Schmerz erfahren, auch die Anerkennung dieser Realität gehört zu diesem Streit. Vertreibungen und Plünderungen haben Spuren im Gedächtnis hinterlassen. Da waren und sind völkerrechtliche Verstöße, die (freilich nicht als einziger Grund) eine Zwei-Staaten-Lösung in immer weitere Ferne rücken lassen. Für den deutschen Diskurs zwischen Jüdinnen*Juden und Muslim*innen bedeutet

das zunächst einmal eines: Auch die Zwei-Staaten-Lösung kann nicht infrage gestellt werden. Oftmals passiert das aber mit dem vorschnellen Verweis, Palästinenser*innen könnten ja per se nicht friedlich in einem ihnen zugestandenen Staat sein. In vielen sprachlichen Formulierungen prominenter jüdischer Stimmen findet sich diese Haltung wieder. Wer von „palästinensischen Gebieten“ und nicht von Palästina spricht, macht den zweiten Staat in der Region – oder zumindest die politische Forderung danach – unsichtbar.

Hass macht Streit unmöglich

Sowohl Jüdinnen*Juden als auch Muslim*innen machen mit der Ablehnung ihrer Identitäten in Deutschland tagtäglich schmerzvolle Erfahrungen. Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus sind keine gleichen Phänomene, sie grenzen aber beide aus und führen zu einem Gefühl der Ablehnung, Isolation oder des Frusts. Nicht zuletzt deshalb können diese Haltungen in einem gesunden und konstruktiven Diskurs zwischen Jüdinnen*Juden und Muslim*innen keinen Platz haben. Oftmals tun sich beide Seiten schwer damit, Antisemitismus und antimuslimischen Rassismus zu identifizieren. Gerade im Bereich des israelbezogenen Antisemitismus fühlen sich Muslim*innen oft orientierungslos. Dabei kann diese Orientierungslosigkeit keine Ausrede sein, antisemitische Stereotype, Verschwörungen oder Feindbilder zu verbreiten. Gerade als marginalisierte Gruppe haben auch Muslim*innen eine Verantwortung gegenüber anderen solchen Gruppen.

Als Anhaltspunkt können die im Diskurs bereits stark etablierten drei Ds dienen. Sie stehen für Dämonisierung, Delegitimation und Doppelstandards. Wo Kritik am Staat Israel geübt wird, die ihn dämonisiert, den Staat als Ganzes delegitimiert oder ihn Doppelstandards unterwirft, wird der Bereich der legitimen Auseinandersetzungen mit den Handlungen des Staats verlassen und ein antisemitischer Bereich beginnt.

Eine Delegitimation findet statt, wenn der Staat Israel oder seine Gründung als nicht legitim verstanden wird. Mit dem Existenzrecht Israels ist das nicht zu vereinbaren.

Eine Dämonisierung erfolgt, wenn unmenschlich-böse Attribute dem Staat Israel zugeordnet werden, ohne dass anerkannt wird, dass dieser auch legitime Interessen oder Motive haben kann. Und schließlich ergeben sich Doppelstandards dann, wenn man die gleiche Handlung eines anderen Staats in der gleichen Situation nicht in gleicher Weise kritisieren würde, es bei Israel aber dennoch tut. Dabei geht es explizit nicht darum, in der Auseinandersetzung mit Israel ständig auch andere Staaten oder Akteure zu kritisieren. Das kann weder gewollt sein noch

stimmt es mit der These überein, dass es durchaus auch in Ordnung ist, selektiv auf Leid hinzuweisen. Die Grenze zum Antisemitismus ist jedoch dann überschritten, wenn Gewalt anderer Akteure im Diskurs verharmlost oder relativiert wird, wenn diese zur Sprache kommt. Gewalt ist Gewalt. Wenn sie nur verurteilt wird, wenn sie jüdisch ist, handelt es sich um Antisemitismus.

Auch antimuslimischer Rassismus hat in dieser Auseinandersetzung keinen Platz. Hass und Vorurteile gegenüber Muslim*innen geschehen jedoch oft schleichend. Und zwar dort, wo muslimische, arabische oder palästinensische Stimmen und ihre Perspektiven negiert werden. Wo ihnen – als Ausdruck der Hilflosigkeit der deutschen Mehrheitsgesellschaft, den eigenen Antisemitismus endlich entschieden zu bekämpfen – vorgeworfen wird, sie könnten keinen substantiellen Beitrag innerhalb der Debatte zum Nahostkonflikt vollbringen. Wo ihre Meinungen bereits als deshalb antisemitisch eingeordnet werden, weil sie aus muslimischen, deutsch-palästinensischen oder arabischen Mündern kommen. Ein prominentes Beispiel dieser Form des Rassismus musste die Journalistin Nemi El-Hassan im Sommer 2021 erleben. Die Deutsch-Palästinenserin hatte in ihrer Jugend an antisemitischen Demonstrationen teilgenommen, die sie als Erwachsene jedoch kritisch betrachtete und für die sie sich öffentlich und reflektiert entschuldigte. Doch diese Entschuldigung reichte vielen nicht, um sie für den deutschen Diskurs zu rehabilitieren. Kritiker*innen führten Instagram-Likes links-jüdischer Accounts als Beleg für ihren vermeintlichen Antisemitismus auf, was ganz nebenbei auch die Pluralität der innerjüdischen Auseinandersetzung mit dem Thema Israel und Palästina unsichtbar zu machen versuchte. Insbesondere rechte und rechtspopulistische Medien hatten es sich zur Aufgabe gemacht, eine Beförderung El-Hassans im WDR zu verhindern. Leider auch mithilfe einiger prominenter jüdischer Stimmen. Der Eindruck entstand, dass eine muslimische Frau, die ihre Jugendfehler eingestanden, reflektiert und öffentlich bereut hatte, aus dem Diskurs gedrängt werden sollte, weil ihre Perspektive ungemütlich war. Auch das ist antimuslimischer Rassismus.

Muslimische Menschen haben einen eigenen Blick auf diesen Konflikt. Man muss ihnen nicht bedingungslos zustimmen, aber für einen konstruktiven und fruchtbaren Streit braucht es ihre Perspektiven.

Der Holocaust war einmalig. Punkt.

Ein letzter Punkt, der in diesem Streit indiskutabel ist, bildet womöglich die wichtigste rote Linie. Immer wieder werden Handlungen des israelischen Militärs oder der israelischen Politik mit den Taten der nationalsozialistischen Deutschen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verglichen. Das Dritte Reich und der Holocaust waren in der Menschheitsgeschichte einmalig. Die systematische Ausrottung von Millionen Menschen, in Mordfabriken zusammengepfercht, ausgebeutet und bis aufs Blut gequält, das ist mit nichts zu vergleichen. Jeder Versuch, diese Taten in Zusammenhang mit etwas anderem zu bringen, relativiert das Leid der Opfer in den Konzentrationslagern und das ihrer Nachfahren.

Mit diesen Regeln und roten Linien könnte ein konstruktiver Streit über den Nahostkonflikt in deutschen jüdischen und muslimischen Communitys gelingen. Wenn sich beide Communitys bewusst werden, dass für unser Zusammenleben in Deutschland eine Zusammenarbeit förderlicher ist als die endgültige Klärung eines hochemotionalisierten außenpolitischen Themas, dann kann dieser Streit womöglich auch etwas gelassener geführt werden.

Wenn wir verstehen, dass unsere Emotionen, die mit diesem Konflikt einhergehen, oftmals von eigenen Identitätskrisen herrühren, gewinnen wir inneren Abstand zu diesem Thema.

Gelassenheit und innerer Abstand sollten dabei nicht mit Gleichgültigkeit oder Ignoranz verwechselt werden. Vielmehr ermöglichen sie uns einen schärferen und objektiveren Blick auf die großen Herausforderungen, die zwischen Israel und Palästina liegen. Einen Blick auf die Möglichkeiten, wie jüdische und muslimische Communitys in Deutschland ihren Beitrag dazu leisten können, dass der politische Diskurs dazu fruchtbar wird.

Und wenn man sich am Ende eines konstruktiven Streits nicht einig ist, wie der Weg aussehen soll, dann ist das in Ordnung. Auch in der Uneinigkeit liegt Potenzial, denn, wenn man weiß, dass man sich uneinig ist, kann man die Grenzen des anderen besser respektieren. Dann ist der Elefant im muslimisch-jüdischen Raum um einiges kleiner geworden. •

In den Räumen, in denen sich der Elefant sprichwörtlich befindet, nimmt er viel Platz ein. Seine Schwere stahl eine Ruhe aus – und doch will man ihn nicht im Porzellanladen haben. Man kommt nicht an ihm vorbei.



Nie angekommen

In den 1960er- und 1970er-Jahren kamen Gastarbeiter*innen aus dem Ausland nach Deutschland, um hier zu arbeiten und das Land aufzubauen – für den Wohlstand, den wir heute genießen. Doch was sie zurückbekamen, ist keine Würdigung, sondern nur ein leeres Lippenbekenntnis.

68

E

s ist 1970. Eine junge 30-jährige Frau aus einem armen alevitisch-kurdischen Dorf im Südosten der Türkei macht sich auf den Weg Richtung Westen. Erst nach Istanbul, um dort medizinisch durchgecheckt zu werden. Danach, wenn alles gut läuft, inşallah, in das 3.000 Kilometer entfernte Deutschland. Sie lässt nicht nur ihre Eltern und Geschwister zurück, sondern auch ihren Ehemann und ihre drei Töchter. Die jüngste von ihnen ist noch im Säuglingsalter.

Hätte sie damals gewusst, dass sie diese Tochter nie wieder sehen wird, wäre sie wahrscheinlich nicht in den Flieger nach München gestiegen.

Das ist die Geschichte meiner Oma, die 1970 als Gastarbeiterin aus der Türkei nach Deutschland gerufen wurde. So ähnlich können viele junge Menschen in Deutschland, die einen familiären Bezug in die Türkei haben, die Geschichten ihrer Eltern oder Großeltern nacherzählen. Die junge Bundesrepublik brauchte nach dem Krieg Arbeitskräfte – und zwar für etliche Berufe, für die es in der deutschen Bevölkerung nicht genügend Menschen gab. Also rief sie temporäre Arbeitskräfte aus Italien, Spanien, Griechenland oder der Türkei nach Deutschland. Das ist die Geburtsstunde des sogenannten Anwerbeabkommens.



69

Was viele Menschen heute vergessen: Die Gastarbeiter*innen wurden nicht gerufen, weil man sie wollte, sondern weil man sie brauchte

2021 feierte das türkisch-deutsche Anwerbeabkommen 60-jähriges Jubiläum. Viele der Arbeitskräfte, die bis zum Anwerbestopp 1973 kamen, blieben auch in Deutschland, holten ihre Familien nach und zeugten weitere Generationen. Mich zum Beispiel. Menschen aus meiner Generation neigen oft dazu, die Geschichten ihrer Eltern und Großeltern zu romantisieren. Es gibt mittlerweile Bücher, Ausstellungen und Denkmäler, die das Ankommen in den 1960er- und 1970er-Jahren porträtieren. Schnulzige Sprüche wie „Deutschland rief Arbeiter, aber es kamen Freunde“ prägen unser heutiges Bild von der „Gastarbeitergeneration“.

Aber ganz so schnulzig war und ist es nicht. **Was viele Menschen heute vergessen: Die Gastarbeiter*innen wurden nicht gerufen, weil man sie wollte, sondern weil man sie brauchte:** als Hilfskräfte oder Zuarbeiter*innen in körperlich anspruchsvollen Berufen, zum Beispiel in der Bauwirtschaft oder im Dienstleistungsgewerbe. Bauen oder Putzen – das waren Berufe, die die Deutschen nicht wollten, die sie lieber für ihre „Gäst*innen“ aufsparten. Wie wirkliche „Gäst*innen“ wurden die Arbeitskräfte aber nicht behandelt: Sie bekamen oft nur sanierungsbedürftige Wohnungen, erlebten Rassismus und auch strukturelle Diskriminierung. Das deutsche All-inclusive-Paket.

Meine Oma zum Beispiel arbeitete in der Wäscherei eines Hotels. 27 Jahre lang atmete sie giftige Chemikalien ein, schleppte schwere Wäsche hin und her, beugte sich auf und ab. Sie schuftete sich krank – so sehr, dass sie aus gesundheitlichen Gründen in Frührente ging. In ihrem Heimatdorf kümmerte sich indes niemand um ihre jüngste Tochter. Die Tochter verstarb, während die Mutter im Ausland ihr eigentlich ein besseres Leben ermöglichen wollte. Noch heute, wenn meine Oma betet, entschuldigt sie sich bei ihrer Tochter.

70

Aufklärung statt symbolischer Würdigung

Man kann sagen: Menschen wie meine Oma haben sich für Deutschland aufgeopfert. Und was bekamen sie zurück? 1980 wurde der Gastarbeiter Sydi Koparan^① aus Ludwigsburg von Nazis totgeprügelt, in Duisburg verübte eine Frau 1984 einen Brandanschlag^② auf ein Haus, das von einer Gastarbeiter*innenfamilie bewohnt war, in Hamburg wurden 1985 Ramazan Avcı und Mehmet Kaymakçı von Neonazis ermordet^③. Es folgten die NSU-Morde, der Brandanschlag in Solingen und Hanau. Die Liste der Anschläge ist lang, es sind keine Einzelfälle und für die meisten Menschen der Mehrheitsgesellschaft immer noch unbekannt.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sagte Anfang Oktober bei einer Festrede zum 60. Jahrestag des Anwerbeabkommens, dass die Geschichten der Gastarbeiter*innen gewürdigt werden sollten, zum Beispiel in den Schulbüchern und in unserer Erinnerungskultur. Leider bekamen Menschen wie meine Oma bis heute nichts zurück, was ihre Leistungen würdigte.

Wofür sich der Bundespräsident, aber vor allem auch die Regierung bedingungslos einsetzen könnten – anstelle von Lippenbekenntnissen und Schulbucheinträgen: rechte Strukturen aufdecken, wie es zum Beispiel eine Recherche der taz^④ gemacht hat, oder sich um die vollständige Aufklärung des NSU oder des Terroranschlags in Hanau kümmern. Aber das passiert nicht. Stattdessen werden weiterhin die klassischen „Vom Arbeiter zum Freund“-Geschichten erzählt. Und das Bundesverdienstkreuz verdient ein Sohn türkischer Gastarbeiter*innen auch erst, wenn er einen Impfstoff erfindet, der die Welt rettet.

Es hat einen Grund, warum Menschen wie meine Oma heute wieder in das Land zurückgehen, das sie damals aus wirtschaftlichen und politischen Gründen verlassen haben. Die deutsche Gesellschaft hat es ihnen nicht einfach gemacht, in diesem Land anzukommen. Und statt kritisch darüber zu berichten, sind viele sicherlich damit beschäftigt, die nächste herzerreißende Gastarbeiterstory in ihren Magazinen zu drucken. •

① Koparan, Sydi (Deutsch) « Opfer rechter Gewalt in Baden-Württemberg (blogsport.de)

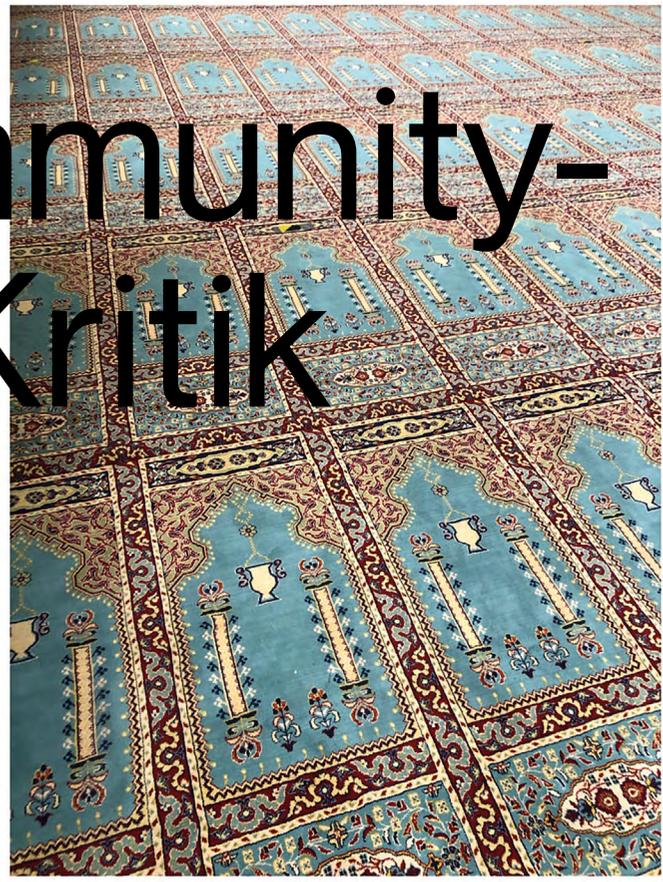
② Initiative Duisburg 1984 (inidu84.de)

③ Hamburg 1985: Skinheads erschlagen Ramazan Avcı | NDR.de - Geschichte - Chronologie

④ Hannibals Schattennetzwerk - Schwerpunkt auf taz.de

71

Community-Kritik



Queerness und Islam ist für manche ein Widerspruch – für andere ihre Lebensrealität.

13 November 2021

Lamja
Hello, was geht? 🐘 16:11

Ahmad
Hallo, habe gerade wegen einer Situation die Nase voll 😞😞 16:12

Ademir
Oh no, erzähl ... was ist passiert? 16:12

Ahmad
Ich hatte eine Diskussion, wo ich vor mehrheitlich weißen Menschen die muslimische Community kritisiert habe, und dann hat die Person es so verstanden, als ob ich gegen die Community hate und er hat mit Hate Kommentare angefangen 😞 16:15

Maryam
Da kritisiert man einmal die muslimische Community vor weißen und die nehmen das als Rechtfertigung anti-muslimisch zu werden 16:16

Ademir
Das ist echt voll der struggle ... ja, wir wissen in der eigenen Community gibt es Sexismus, Rassismus, LGBTIQ-Feindlichkeit, Antisemitismus etc., aber wenn ich es adressiere, mache ich es, um etwas zu ändern, nicht damit die Rofls endlich mal antimuslimisch loslegen können ... 16:17

Maryam
Jaaa, ist so! Danke!!! 16:17

Lamja
Period 16:17

Ahmad
Ich bin voll bei dir 16:17



Maryam
😂😂😂😂😂 16:18

Maryam
Die stehen schon in ihren Startlöchern 16:18

Ahmad
Ich bin der Meinung, je öfter man öffentlich darüber redet, desto mehr kommt es zu einer Debatte. Das ist meiner Meinung nach am effektivsten 16:27

Maryam
Dafür braucht man Energie, die ich aber gerade aufwende, um in der weißen Gesellschaft klarzukommen. Muss mich noch von den rassistischen Äußerungen meines Nachbarn erholen 😞 16:27

Ademir
Das kann ja auch jeder ein bisschen für sich selbst entscheiden... manche wirken lieber in die Communities rein, manche führen lieber Debatten mit der Mehrheitsgesellschaft. Vielleicht teilen wir uns als Team auf ;) 🍷🍷🍷 16:28

Ahmad
🍷🍷 16:29

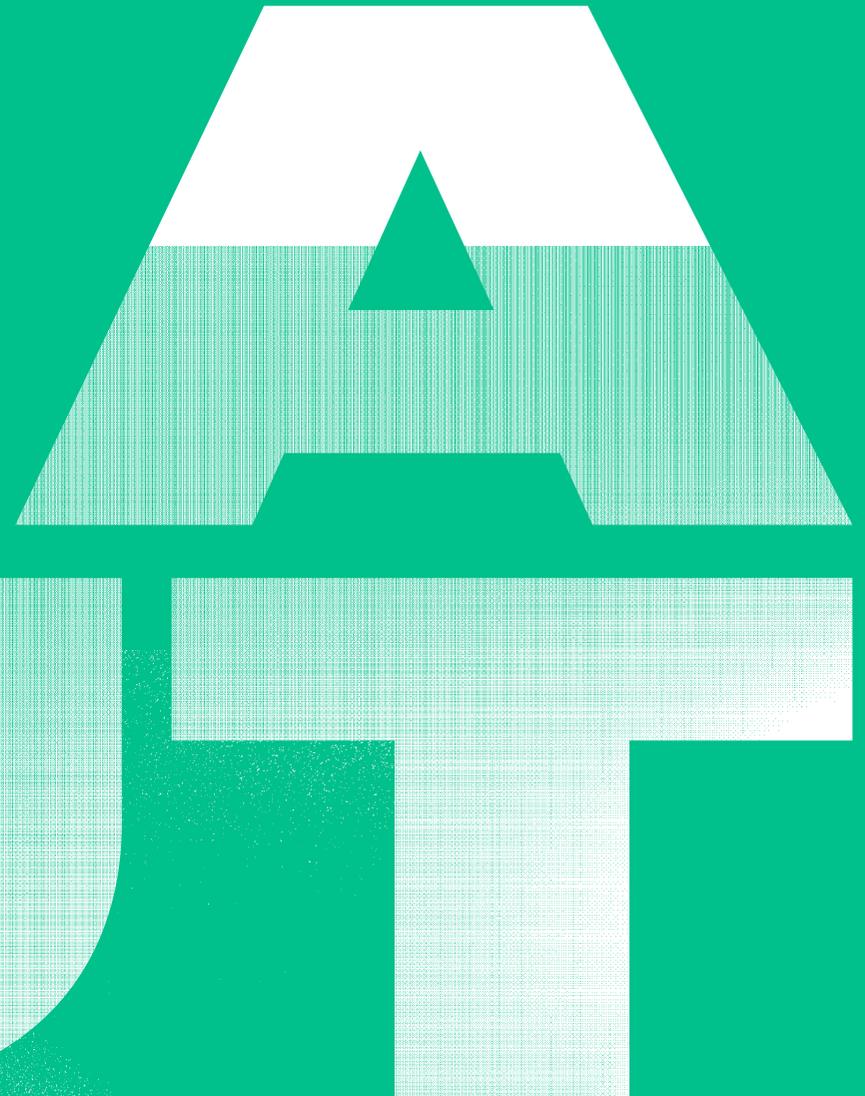
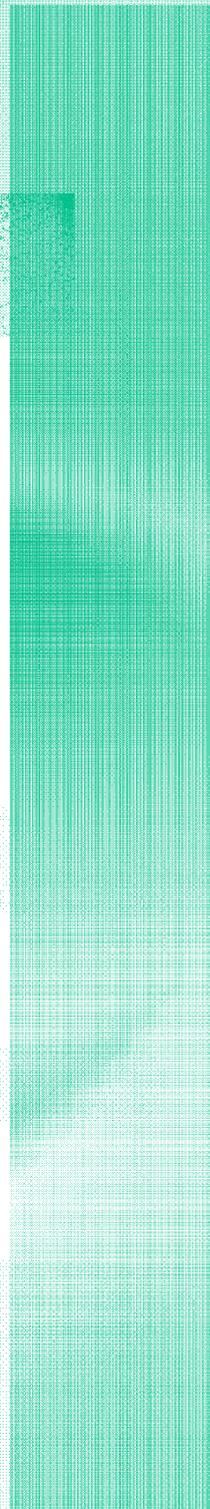
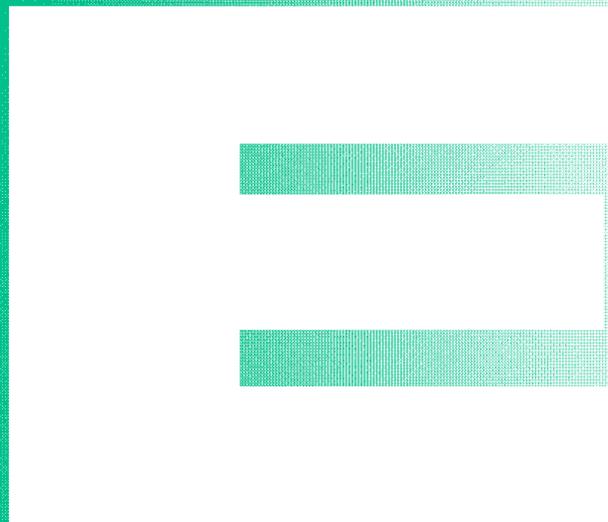
Ademir
👁️👁️ 16:29

Lamja
Es gibt mehrere Kämpfe an mehreren Fronten. Es muss an allen Fronten Menschen geben, die sich darauf spezialisieren. Man kann nicht alle Kämpfe gleichzeitig führen. 16:29

Ahmad
Da hast du recht, ansonsten machen wir unsere Psyche kaputt 16:30

Ademir
Lezzzgggooooo 16:31

Ademir
Lelelelelelelelele 16:31

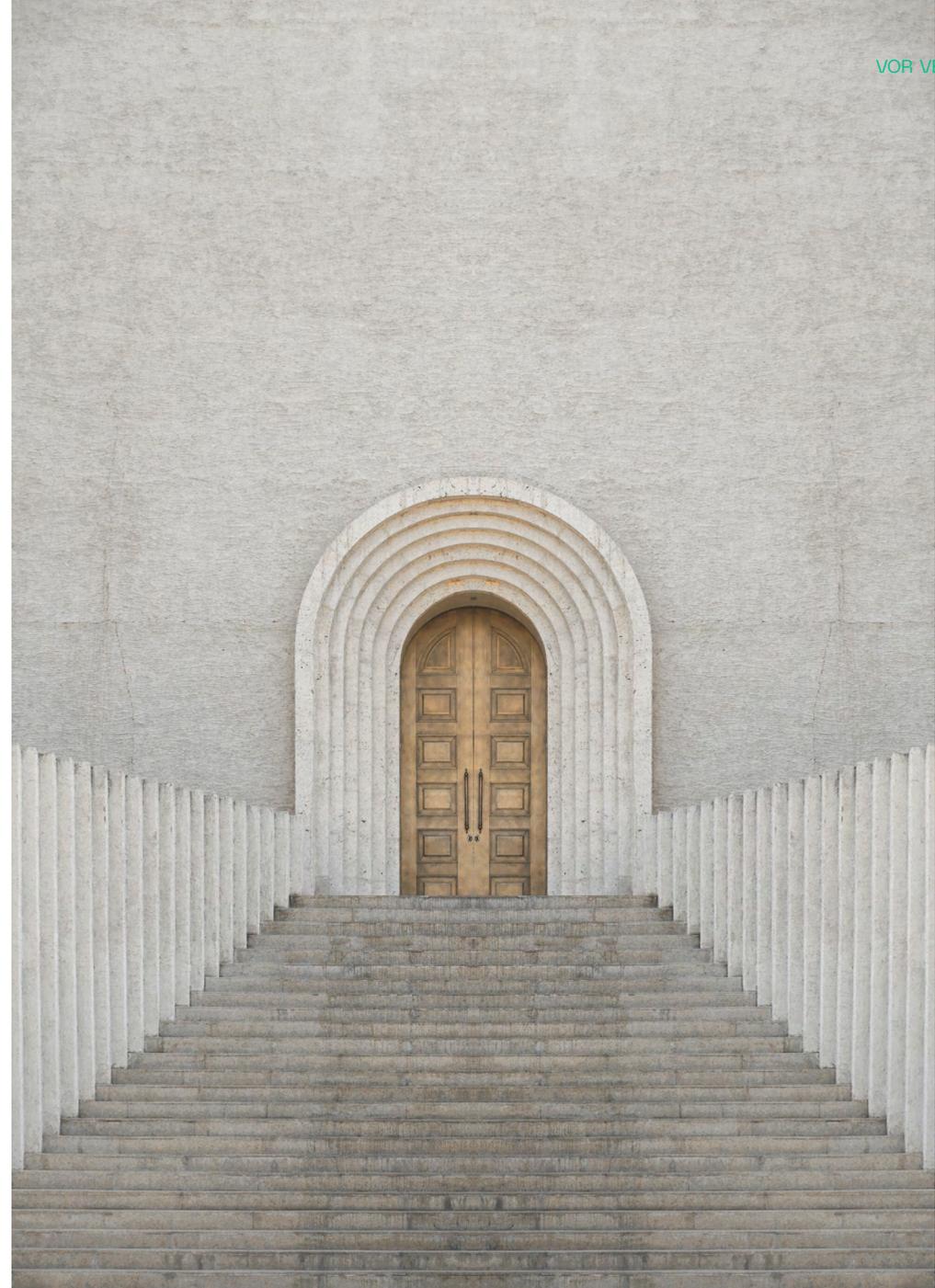


Vor verschlossenen Türen	76
Nursima Avşar	
Kopf ohne Tuch oder Tuch ohne Kopf?	84
Khaled Al Saadi	
Das Privileg, ein schlechter Mensch zu sein	90
Maryam Al-Windi	
Whats App Kolumne II: Sicherheit	96

Vor ver- schlossenen Türen

Zwei Generationen von Gastarbeiter*innenkin-
dern über ungleiche Startbedingungen, Hürden
auf dem Bildungsweg und geteilten
Erfahrungen als Grenzgänger*innen.

76



Menschen mit Migrationsgeschichte stehen öfter mal vor
verschlossenen Türen.

77

Heute haben etwa 20 Prozent der Studierenden an deutschen Universitäten eine Einwanderungsgeschichte – doch das war nicht immer der Fall. Mehrere Studien belegen, dass Kinder mit sogenanntem Migrationshintergrund stärker sozialen und finanziellen Risiken ausgesetzt sind und öfter aus bildungsfernen Familien stammen. Viele Studierende mit Migrationshintergrund sind somit im Zusammenhang von Bildungserfolg und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen klassische Bildungsaufsteiger*innen. Doch wie war der Weg für diese Bildungsaufsteiger*innen tatsächlich, und gibt es Unterschiede in den zwei Generationen der Gastarbeiter*innenkinder?

Im Laufe meines Studiums habe mich öfters gefragt, wie es für die Gastarbeiter*innenkinder damals gewesen ist, ob sie auch die gleichen Schwierigkeiten hatten wie ich oder ob ihnen das Studium sogar noch schwerer fiel. Dafür habe ich drei Kinder von Gastarbeiter*innen zu einem Onlinegespräch eingeladen. Mehmet (45) habe ich vor drei Jahren in einer Ringvorlesung als Gastdozent zum Thema „Bildungschancen von Jugendlichen mit Einwanderungsgeschichte“ kennengelernt. Bejna (30) und Elif (24) kennen sich durch die Arbeit in einer interkulturellen Bildungseinrichtung.

Weil seit der Coronapandemie immer mehr unserer Begegnungen online stattfinden, treffe ich auch diese drei bemerkenswerten Menschen in einem Zoom-Meeting. Während der Stunden, die wir mit dem Reden verbringen, verschwinden die Euphorie und Neugier nie ganz. Auf dem Bildschirm sind vier Kacheln in einem Raster: oben links sehen wir Mehmet, wie er es sich vor dem Laptop mit einem Glas Çay (türkisch: Tee) und mit einem Stapel Büchern auf dem Tisch gemütlich gemacht hat. Bejna ist in der Kachel rechts von ihm mit einer Tasse Kaffee und einem Teller mit Tulumbe (bosnisches Brandteiggebäck) zu sehen. Elif, die gerade aus der Arbeit gekommen ist, sitzt mit einem Teller veganer Manti (türkische Teigtaschen) vor der Kamera und hört uns aufmerksam zu.

Relativ schnell fangen wir an, über Geld zu reden, denn bis heute ist Studieren für Menschen aus einem Haushalt mit niedrigem sozioökonomischen Status eine Herausforderung. Gut zehn Jahre sind vergangen, als in NRW die Studiengebühren komplett abgeschafft

wurden. Mehmet, 45 Jahre alt und der älteste Sohn türkischer Gastarbeiter*innen, hat damals als Erster in seiner Familie studiert und ist nun Mathe- und Physiklehrer an einer Gesamtschule.

Wenn er sich an die Studienkosten von damals erinnert, sagt er etwas verärgert, aber trotzdem lächelnd: „Ich bin vermutlich in der falschen Zeit auf die Welt gekommen. Wir hatten damals nicht so viel Unterstützung vom Staat und anderen Einrichtungen bekommen. Ich musste damals in zwei Jobs arbeiten, damit ich mit den Studienkosten und dem Lebensunterhalt über die Runden kam.“ Zwar gab es zu Studienzeiten um die Jahrhundertwende BAföG, jedoch erfuhr er viel zu spät davon, und ihm wurde auch keine Unterstützung seitens der Universität angeboten. Als Kind einer Gastarbeiter*innenfamilie war er es schon seit den ersten Schuljahren gewohnt, im Lebensmittelladen des Vaters auszuhelfen. Aber mit den steigenden Anforderungen auf dem Gymnasium und später im Studium musste sich Mehmet eine Beschäftigung übers Wochenende suchen. Nur so konnte er sich seine Lernmaterialien und technische Ausstattung leisten. Elif, die getrennte Eltern und keinen Kontakt zum Vater hat, versteht Mehments Probleme: Immer wieder gab es Probleme mit dem BAföG-Amt, bis sie sich dazu entschied, ihr Lehramtsstudium selbst zu finanzieren.

Bejna hat sich als Tochter bosnischer Gastarbeiter*innenkinder für ein Chemie- und Mathematikstudium entschieden. Sie kann sich noch ganz genau erinnern, wie sehr sie sich gefreut hatte, als sie im Abitur mitbekam, dass die Studienkosten in NRW 2010/11 endgültig abgeschafft werden sollten. Bejna hatte keine finanziellen Engpässe, jedoch sprachliche Schwierigkeiten in der Schule, weshalb sie sich für ein naturwissenschaftliches Studium an der Universität entschieden hat. „Ich habe mich nicht immer so gut mit meinen Lehrer*innen verstanden. Auch im Chemie- und Mathematikstudium habe ich gemerkt, dass es an der Kommunikation hapert – aber diesmal nicht wegen der Sprache, sondern wegen eines Stücks Tuch um meinen Kopf. Ständig wurde ich gefragt, ob ich ja auch alles gut verstehe. Als ob ein Stück Tuch plötzlich mein Hörvermögen beeinträchtigen würde“, sagt sie in einem genervten Ton und verdreht dabei die Augen.

Ungleichbehandelt

Das Gespräch entwickelt sich schnell in Richtung Rassismus: Elif kann die beiden sehr gut verstehen. Zwar trägt sie kein Kopftuch, aber anhand ihres Namens erkennt man schon, dass sie nicht deutsch gelesen wird. Das führte immer wieder zu Konflikten in der Schule und im Studium. Genauso wie Bejna ist sie empört über die



Wir sind die Grenzgänger*innen zwischen den beiden Welten



80

Vorurteile gegenüber muslimischen Frauen, sei es in der Mehrheitsgesellschaft oder in der muslimischen Community. „Wir leben im Jahr 2021, und man müsste annehmen, dass sich Deutschland mit dem Islam und der muslimischen Frau angefreundet hat, jedoch scheint Gegenteiliges der Fall zu sein. Ich konnte es nicht fassen, wie wir es ernsthaft gesamtgesellschaftlich geschafft haben, ein Gesetz zuzulassen, das Beamt*innen verbietet, ein Kopftuch zu tragen.“ Elif ist wütend. Sie meint das Neutralitätsgesetz, das unter anderem in Berlin religiöse Symbole im öffentlichen Dienst verbietet. Für Elif ist das Gesetz ein gewaltiger Schritt zurück in der postmigrantischen Gesellschaft. In einer Gesellschaft, in der Diversität als Selbstverständlichkeit gelebt wird. Zugleich reagiert ein Teil der Gesellschaft aber auf die verstärkte Sichtbarkeit von Migrant*innenkindern mit immer engeren Vorstellungen davon, was deutsch sein soll. Sie kann nicht begreifen, warum ständig definiert wird, wer deutsch ist und wer nicht „Wir kennen es ja: in der Türkei ‚Almancı‘ und in Deutschland ‚die Migrant*innen‘ – wir sind die Grenzgänger*innen zwischen den beiden Welten“, dabei schüttelt sie ihren Kopf und trinkt einen Schluck Wasser.

Mehmet, der zunächst still war und sich wieder ins Gespräch einlinkt, gibt zu, dass er häufiger bei seinem Sohn merkt, wie divers sein Freundeskreis ist. Unterschiedliche kulturelle oder ethnische Hintergründe spielen bei der Auswahl seiner Freund*innen keine Rolle. Zwar war das in seiner Jugend ähnlich, aber trotz allem blieben die „Migrant*innenkinder“ eher unter sich und die deutschen Kinder ebenso. Er ist froh, dass in der postmigrantischen Gesellschaft und mit den nachkommenden Generationen Diversität gelebt wird und man sich nicht mehr durch Differenzen ausschließen lässt: **„Wir sind Kinder von Menschen, die für uns eine bessere Zukunft erträumt haben. Nun ist es Zeit, für diese Zukunft mitanzupacken und gesellschaftliche Normen neu zu überdenken.“**

Ich frage in die Runde, wie man das am besten umsetzen kann, Elif antwortet, dass immer mehr Institutionen eine interkulturelle Öffnung erleben. Auch gibt es an einigen Universitäten, genauso wie an ihrer eigenen, mittlerweile ein BIPOC-Referat, wo sie sich neben ihrem Studium engagiert. „Wir müssen nicht nur Orte der Begegnung und Dialoge schaffen, sondern uns für eine rassismuskritische Universität einsetzen. Wie auch die Forscherin Kimberlé Crenshaw sagt: ‚Und wir alle wissen, dass man ein Problem, für das es keinen Namen gibt, nicht sehen kann, und wenn man ein Problem nicht sieht, kann man es auch nicht lösen.‘“ Mittlerweile gebe es viele Antidiskriminierungsstellen, sei es für die Arbeit, das Studium, die Schule oder im Alltag. Leider würden jedoch viele Fälle von Diskriminierung nicht gemeldet und können somit nicht in der Statistik

81



Bei einem Glas Çay
spricht es sich gleich
leichter.

aufgenommen werden. „Aber wenn wir die Fälle benennen und melden würden, könnten wir gesamtgesellschaftlich bessere Lösungsansätze und Bildungsmaßnahmen fördern“, sagt Elif.

Unangepasst

Mehmet hat seinen Çay schon längst ausgetrunken und fügt hinzu, dass eigentlich schon genug Fälle gemeldet, genug Geschichten und Schicksalsschläge erzählt wurden, wenn es der Politik jedoch nicht passen würde, werden diese Fälle und Geschichten gerne mal ignoriert. „Meiner Meinung nach ist es wichtig, mehr BIPOC-Menschen in den Führungspositionen zu haben, die auch Entscheidungskompetenzen haben. Aber ich glaube, dass das mit der dritten und vierten Generation von Gastarbeiter*innen tatsächlich passieren wird und bereits passiert. Damals hatten wir uns nicht so stark für unsere Rechte eingesetzt. Wir waren dankbar genug, dass wir überhaupt die Chance auf eine bessere Zukunft bekommen haben. Dennoch darf man vor den heutigen Problemen in der Gesellschaft und Politik nicht die Augen verschließen.“

Hier sind die drei sich einig. Bejna fügt hinzu: „Dieses Argument hat nun mit Verspätung seinen Weg an die Universitäten gefunden, was sich in einer immer lauter werdenden Diskussion über die Verantwortung in den Plattformen für höhere Bildung zeigt.“ Sie erzählt, dass die Studierenden damals hart für einen Gebetsraum oder gar einen Raum der Stille an den Unis kämpfen mussten. Das überrascht mich nicht, um ehrlich zu sein. Trotzdem hat Bejna eine Vision für die nachkommenden Generationen: „Ich erhoffe mir einfach, dass sich die Universitäten nicht an politische Debatten und Diskurse anpassen, sondern tatsächlich ein Ort für Begegnung, Innovation und Weiterentwicklung bleiben. Wenn wir in der Forschung die richtigen Fragen stellen, können wir auch bessere Antworten und Konzepte entwickeln.“

Wenn ich den dreien zuhöre, wird mir bewusst, warum ich mich für ein Studium als Erziehungswissenschaftlerin entschieden habe: Ich bin überzeugt davon, dass individuelle Bildung zu einer gesellschaftlichen Entwicklung führt. Wir als sogenannte Grenzgänger*innen können Begegnungen zwischen Einzelnen und sozialen Gruppen herstellen und durch das offen gestaltete Miteinander Horizonte erweitern und demokratische Entwicklungen fördern. Mehmet, Bejna und Elif machen das schon – es ist Zeit, dass jede*r anpackt! •

Kopf ohne Tuch



Der Gesellschaft den Spiegel
vorhalten

oder

Tuch ohne Kopf?

13 Fragen über den Sinn eines Kopftuchs,
gestellt von einem Mann: Talkshow-Alltag
und trauriges Debakel für Musliminnen.

Ein Kommentar zum Problem der
nicht enden wollenden Debatte.

84

In öffentlichen Debatten melden sich gefühlt vor allem Menschen zu Wort, die eher wenig Ahnung von Themen haben und dennoch innerlich überzeugt sind, eine wichtige Stimme darzustellen. Wenn es ein Philipp Lahm ist, der queeren Spielern vom Outing abrät, oder ein Thomas Gottschalk, der glaubt, durch Blackfacing zu wissen, wie sich ein Schwarzer in den USA fühle. Bei all dem schwingt für mich immer die Frage mit: Verstehen Angehörige einer Mehrheitsgesellschaft, dass es ein Privileg darstellt, seine Identität frei äußern zu dürfen? Und dass man eben nicht kurz in eine Identität schlüpfen kann, beziehungsweise es keinen guten Rat darstellt, einem von sich selbst abzuraten?

Dieses unangenehme Muster, die Distanz zu anderen Lebensrealitäten, nahm ich in einem Beitrag von *13 Fragen*, einem Format des ZDF, teilweise wahr. Dort debattierten sechs Menschen – drei Pro, drei Kontra – über die Existenz religiöser Symbole in staatlichen Institutionen. Hierbei spielte auf der Kontraseite – bei den Gegner*innen religiöser Symbole – vor allem das Argument der *Wahrung einer Neutralität* eine zentrale Rolle. Lehrer*innen, Richter*innen, Polizist*innen sollten neutral wirken, damit sich die Personen auf der anderen Seite der Interaktion nicht unfair behandelt fühlten.

Fatma, eine Person auf der Kontraseite, argumentierte, dass es das Leben Schutzbedürftiger schwerer machen würde, wenn diese religiöse Symbole in der Schule oder im Gerichtssaal sähen. Vor allem, wenn diese sich aus fundamentalistischen Kontexten lösen möchten. Diese Symbole,

85

so ihre Annahme, könnten die Betroffenen eventuell triggern und ein unsicheres Gefühl vermitteln, das durch eine *Neutralität* innerhalb staatlicher Institutionen vermieden würde.

Jedoch erwähnte Dominik von der Proseite, dass es gerade darum geht, zu zeigen, dass nicht alle mit Kopftuch ein fundamentalistisches Weltbild oder eine radikale Religionsausübung repräsentierten, und diese daher sichtbar sein sollten, um dieses Gegenbild überhaupt aufzeigen zu können.

Betrachten wir nun einmal den folgenden Fakt: Islamfeindlichkeit ist in Deutschland weitverbreitet. Eine repräsentative Studie der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2019 zeigte, dass etwa 52 Prozent der Deutschen der Überzeugung sind, dass der Islam eine Bedrohung darstelle. Ob der Islam zu Deutschland gehöre, ist ebenso eine strittige – und leider oftmals fast schon idiotisch geführte – Debatte. Oder stand es jemals zur Debatte, ob der Buddhismus zu Deutschland gehöre? Und wieso sollte man sich überhaupt die Frage stellen? Wo verbirgt sich bei all dem die Essenz? Was resultiert daraus, wenn der Islam zu Deutschland gehört, und was, wenn nicht? Wandelt sich das Leben für Muslim*innen? Oder bleibt es beim Alten: Der Gebetsruf wird von Nicht-Muslim*innen als sinnloses Geschrei beschrieben, und Frauen mit Kopftuch werden auf der Straße unter anderem als hirnlose Affen beschimpft.

Kurzer Realitätscheck gefällig? Antimuslimischer Rassismus ist in Deutschland schon Alltag. Das Bspucken von Frauen mit Kopftuch gehört förmlich ebenso dazu wie das Entmenschlichen arabischer Personen in Shooter-Klassikern wie Call of Duty oder Battlefield. Er ist Inhalt trivialer Gespräche. Und findet sich in allen Kreisen – egal ob links oder rechts. Gefühlt jede*r Zweite führt sich als Korangelehrte*r auf und hat jedoch nur eine von Rechten oder Kritiker*innen übersetzte Deutung des Korans gelesen – wenn nicht sogar nur Videos mit angsteinflößender Musik konsumiert. Nur wieso bedarf es denn der Interpretation und Deutung eines Buchs – hier des Korans? Wieso ist denn nicht einfach alles in einfacher eineindeutiger Sprache formuliert? Nun, wenn man annimmt, dass es ein göttliches Werk ist, dann kann man eben keine Bild-Zeitung erwarten, auch wenn das ein Ex-Redaktionschef dieser Zeitung vielleicht anders sehen würde.

Nun gab es neben den Urteilen des Europäischen Gerichtshofs 2017 eine Bestätigung dieser Beurteilungen und Gutachten im Jahr 2021: **Unternehmen und staatliche Institutionen können Frauen verbieten, ein Kopftuch zu tragen.** Dieses stelle ein sichtbares religiöses Symbol dar, das die Neutralität der oben genannten

86

Bereiche beeinträchtigen könne – kurze Zwischenfrage: Ist es einer atheistischen Frau verboten, ein Tuch um den Kopf zu wickeln? Wie viele Strähnen müssen sichtbar sein, damit es nicht als religiöses Symbol angesehen wird?

Aber jetzt mal Schluss mit der Anreihung von Fragen. Sehen wir die Lage doch mal etwas ernster. Ich zitiere aus der Beurteilung des EuGHs: Wenn eine „hinreichend konkrete Gefahr eines wirtschaftlichen Nachteils“ bestehe, sei ein Verbot des Kopftuchs am Arbeitsplatz rechtens. Na klar, stellen wir uns doch nicht so blöd. Erkennen wir doch an, dass es ein Problem darstellt, wenn ein mittvierzig-jähriger AfD-Wähler sich in seinem Lieblingssupermarkt kein Schweinerückensteak mehr kaufen kann, weil er aufgrund der Berührung seines geliebten Steaks mit einem *Kopftuchmädchen* beim Abkassieren einen traumatisierenden Schock erleidet. Oder eine Vorstadtmama Mitte Dreißig, deren geliebter Wein von einem Kassierer mit *Jesus-ähnlichem Terroristenbart* über die Kasse gezogen wird und sich dadurch möglicherweise in zum Islam zwangskonvertiertes Wasser verwandelt.

Doch machen wir die ganze Sache einmal rund. Frauen in Deutschland sollten am besten kein Kopftuch tragen. Musliminnen können sie ja im Privaten sein. Also in ihrem tiefsten Inneren. Ganz still und für sich. Also, vielleicht auch in der Familie, aber auch da lieber jede*n selbst entfalten lassen. Sie müssen sich nicht outen, das hat ja schließlich Philipp Lahm schon gepredigt, und ihnen bleibt der ganze gesellschaftliche Druck erspart, wie bei Thomas Gottschalk, nachdem er sich durch das Abwaschen seiner schwarzen Schminke vom gesellschaftlich etablierten Rassismus befreit hat.

Religion für die Westentasche

Der Mensch könnte sich nun nach dem Motto „**Modernisé, Liberté, Non-Identité**“ als ein Wesen höchster Klasse betrachten, das aufgeklärteste Geschöpf dieses Planeten. Es könnte einer*inem vorkommen, dass mensch am Ende dieses „Modernisierungs- und Klarheitsprozesses“ verstehen sollte, dass Religion und Ideologie keinen Platz im öffentlichen Raum haben, vielleicht sogar keinen Platz im eigenen Kopf haben sollte. Dass wir „neutral“ durch diese Welt marschieren sollten. Dass Mann oder Nicht-Muslima das Tragen eines Kopftuchs ja nicht als Verbrechen titulieren wollen. Dass der EuGH ja nicht lediglich zugunsten rassistischer und islamophober Unternehmen und Dynamiken in staatlichen Institutionen agiere. Doch die Empfehlung des Generalanwalts Rantos könnte mensch auch als satirische Bemerkung erachten: lieber kein großes Kreuzifix, dafür ein kleines Ansteckkreuz.

87

Denn uns sollte
bewusst werden,
dass es immer ein
Kopf mit Tuch und
nie ein Tuch ohne
Kopf ist.



Oh, stimmt, danke für diese generalisierbare Empfehlung. **Ich sehe schon, wie Tausende von Musliminnen nach Falt-Tutorials auf YouTube suchen**, damit diese ihre bunten Kopftücher bald zusammengefaltet in die Brusttasche ihrer Bluse stecken können.

Tja, schön, dass Neutralität so einfach geht. Dass durch ein, zwei Faltschritte und Schrumpfp Prozesse verwerfliche Ideologien aus den Köpfen von Extremist*innen verschwinden. Dass mensch annimmt, ein „steriles, neutrales Bild“ des öffentlichen Raums produzieren zu können. Dass nicht Tausenden Musliminnen das Leben einfach nur erschwert wird und rassistische und islamophobe Machtstrukturen gefestigt werden.

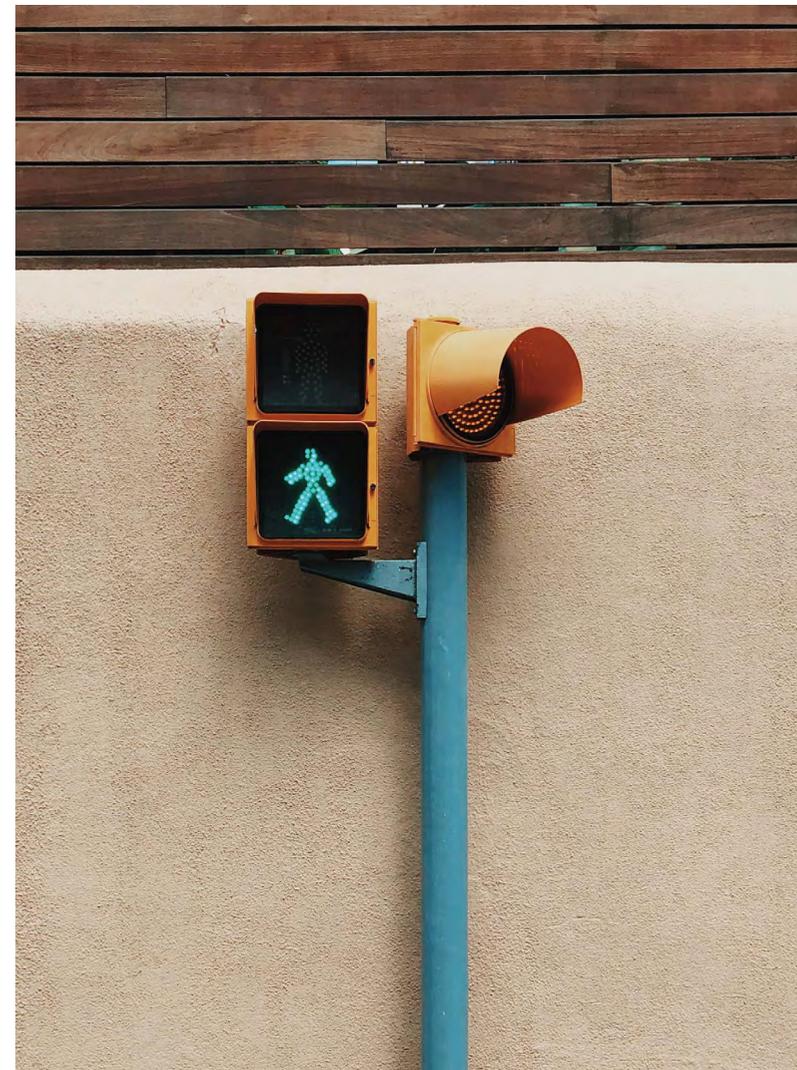
Oder könnte es nicht eher sein, dass wir einem Tuch zu viel Macht zuschreiben? Und es erst zu einem problematischen, religiösen Symbol deklarieren, indem wir es mit rassistischen und vorurteilsbehafteten Gedanken aufladen? Und wieso lassen wir nicht vor allem Frauen, die Kopftücher tragen, Raum zur öffentlichen Debatte?

Paradoxerweise schreibe ich das als muslimischer Mann – als Kopf ohne Tuch. Dennoch begleitet mich dieses mein gesamtes Leben. In meiner Kindergartenzeit, in der meine Mutter aufgrund ihres Kopftuchs beschimpft wurde. In meiner Jugend, in der ich erfahren musste, dass mir nahestehende Frauen auf offener Straße bespuckt wurden, weil sie ein Kopftuch trugen. Meine Mutter und weitere Frauen sprachen nie explizit darüber. Doch es ist ihre und die Realität weiterer Musliminnen in diesem Land. Lasst sie die Debatten führen und nicht Männer oder Nicht-Musliminnen, die keine Berührung mit dieser Realität oder zumindest keine direkte Einsicht in diese Realität haben. **Denn uns sollte bewusst werden, dass es immer ein Kopf mit Tuch und nie ein Tuch ohne Kopf ist.**

Dies ist daher ein Appell, sich zurückzuhalten – sich stummzuschalten – und die Betroffenen sprechen zu lassen – und auf laut zu stellen. •

Das Privileg, ein schlechter Mensch zu sein

90



91

Es wird wärmer in Hamburg. Einer der ersten richtigen Sommertage nach dem Lockdown im Juni 2020. Der Himmel ist blau, nur wenige Wolken bedecken ihn. In der Luft frischer Wind und Aufbruchsstimmung. Meine Mutter und ich entscheiden uns, abends einen Spaziergang durch Harvestehude zu unternehmen – einen Hamburger Stadtteil, in dem das Jahreseinkommen bei über 111.000 Euro liegt.^① Fast dreimal so hoch wie der hamburgische Durchschnitt – und auch sehr weit über meinem.

Um den Lebensstil der Menschen aus Harvestehude zu erahnen, braucht es nicht einmal einen Blick in die Einkommensstatistik. Die Stadtvillen mit den frisch gemähten Vorgärten, in denen die Bewohner*innen „residieren“ (denn „wohnen“ wäre unangebracht), aber auch die glänzenden SUVs, die vor ihren Häusern parken, erzählen uns von den herrschenden materiellen Verhältnissen hier.

Die Sonne geht gerade unter, und nur wenige Autos befinden sich noch auf der Straße. Wir stehen vor einer roten Ampel, Mama bleibt stehen. Kein Auto links, kein Auto rechts. Ich überquere die Straße. Mama wartet, bis die Ampel grün ist, holt mich ein und ärgert sich über mein unangebrachtes Verhalten. Ihre Wut über meinen „Regelbruch“ begründet sie auf eine sehr familiäre Weise, die ich schon kenne. Die Fußgänger*innen und Fahrradfahrer*innen, die an uns vorbeifahren, hätten jetzt erst recht einen schlechten Eindruck von „uns“. Sie flüstert mir beschämt zu: „Die denken jetzt bestimmt, dass sich Muslim*innen und Hijabis nicht an Regeln und Gesetze halten.“

Dabei habe ich die rote Ampel nicht missachtet, weil ich ein Kopftuch trage oder muslimisch bin. Ich habe die Ampel missachtet, weil ich ungeduldig, ungehorsam und rebellisch bin. Ich möchte mich an keine Regeln halten, die ich nicht nachvollziehen kann. Zum Beispiel bei einer roten Ampel stehen zu bleiben, wenn die Straße völlig leer ist. Wenn ich keine Gefahr erkennen kann und mein Verhalten niemanden gefährdet oder verletzt.

Meine Beweggründe und meine Persönlichkeit sind von außen aber nicht sichtbar. Sichtbar ist jedoch, dass ich ein Kopftuch trage und ich Muslima bin. Den Blick, den meine Mutter mir zugeworfen hat, habe ich verstan-

den – darauf anspringen werde ich allerdings nicht. Zu oft beobachte ich das selbstzensierende Verhalten, das besonders von sichtbaren Muslim*innen ausgeht. Emotionen werden kontrolliert und Handlungen besonders gut überdacht, um dem kritischen Blick weißer, nicht-muslimischer Menschen auszuweichen. Und auch um die Aneinanderreihung an negativen Assoziationen, die in unserer Gesellschaft über Muslim*innen existieren, nicht noch weiter zu füttern.

Ich frage mich, wäre mein Gesetzesbruch denn weniger schlimm, wenn ich nicht als muslimisch oder migrantisch markiert wäre? Dass ich als Hijabi anders wahrgenommen werde, ist nicht nur mein Empfinden, sondern bereits Gegenstand mehrerer empirischer Forschungen. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung^② zeigt, dass sich „fromme Muslim*innen“ auf dem Arbeitsmarkt mehr anstrengen müssen, weil sie mehr Diskriminierung erfahren als Muslim*innen, die „weniger praktizieren“. Sprich: Ich als sichtbare Muslimin verdiene statistisch weniger Geld und habe nur aufgrund meines Hijabs geringere Einstellungs-chancen als Muslim*innen, denen man ihre Religion nicht auf den ersten Blick ansieht. Die ungleichen Chancen spiegeln sich zusätzlich in anderen Bereichen des Alltags wider und führen zu einem ständigen „Markiertsein“.

Ich frage mich, wäre mein Gesetzesbruch denn weniger schlimm, wenn ich nicht als muslimisch oder migrantisch markiert wäre?

© Bertelsmann Stiftung, Religionsmonitor 2017
<https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/presse/pressemitteilungen/pressemitteilung/pid/integration-von-muslimen-in-deutschland-macht-deutliche-fortschritte>

© Statistik Nord, Lohn- und Einkommensteuerstatistik in Hamburg 2013
<https://www.statistik-nord.de/zahlen-fakten/steuern-finanzen-oeffentlicher-dienst/steuern/dokumentenansicht/lohn-und-einkommensteuerstatistik-in-hamburg-2013-59880>

Gefährlich wird es besonders dann, wenn man den Menschen hinter der Markierung nicht mehr sieht. Wenn „der böse Mensch“ zu „die böse Muslimin bzw. der böse Muslim“ wird.

Als im Februar 2020 in Hanau elf migrantische Personen von einem rechtsextremistischen Rassisten ermordet wurden, machte mich eine Aussage besonders betroffen. Die Mutter von Ferhat Unvar, Serpil Temiz Unvar, sprach kurz nach dem Mord an ihrem Sohn mit dem ZDF. Sie sprach davon, dass Ferhat ein guter Junge gewesen sei, der in Deutschland geboren wurde und erst kürzlich seine Ausbildung beendet hätte. Er wollte arbeiten, „auch für Deutschland“, sagte sie im Interview. Es wirkte fast so, als würde sie begründen wollen, wieso ihr Sohn das Recht hatte, zu leben.

Ihre Aussage legt im Kern die Ordnungskategorien unserer Gesellschaft offen: Leistung gegen keine Leistung, gut gegen böse. Wer Leistung erbringt, die einen Mehrwert für das kapitalistische System erzeugt, ist gut und kann bleiben bzw. wird akzeptiert. Wer das wiederum nicht tut, wird ständig infrage gestellt. Seit Hanau ist mir aber schmerzlich klar geworden, dass meine Hypothese hinkt, denn: Egal, ob du Leistung erbringst oder nicht, wenn du „migrantisch“ oder „muslimisch“ gelesen wirst, bist du immer „der*die andere“.

Migrant*innen und Muslim*innen fallen so in eine kontinuierliche Selbstaufwertungsspirale, die stark von Leistungen abhängt und in der Fehlritte und Überschreitungen nicht vorgesehen sind. Das Spiel geht dann so weit, dass Muslim*innen und Migrant*innen in ihrem Alltag Misstrauen erleben, sei es bei der Fahrscheinkontrolle oder ihrem Lebenslauf. Über die „bereichernde“ Existenz von Migrant*innen wird auch nur dann geredet, wenn es um unser leckeres Essen geht oder wenn die Kinder türkischer Gastarbeiter*innen einen Impfstoff erfinden, der die Welt vor einem Virus rettet.

Die Einteilung in Gut und Böse missachtet die vielen verschiedenen Nuancierungen, die zwischen diesen Akronymen stehen. Sie ignoriert die verschiedenen Lebensrealitäten von Minderheiten und beraubt sie ihrer individuellen Identität.

Wir sind eben keine homogene Gruppe, die dasselbe Ziel verfolgt und ein und dieselben Überzeugungen teilt. Auch wir sollten das Privileg haben, genauso individuell, mehrdimensional – und auch problematisch – wie alle anderen sein zu können, ohne dass zu viel in unser Handeln interpretiert wird.

Wenn ich also in Zukunft eine rote Ampel überquere, dann soll die einzige Gefahr sein, dass ich möglicherweise überfahren werde, und nicht, dass ich von anderen als das Recht brechende Muslima gelesen werde. •

So kommen wir
nicht weiter



Sicherheit

13 November 2021

Khaled

War gerade beim Freitagsgebet. Wegen 1,5 m Abstand war die Moschee voll, mussten auf dem Gehweg beten, gab schon paar pöbelnde Passanten 16:20

War mäßig angenehm 16:20

Hatte teils Christchurch im Kopf 16:21

Übertreib ich? 16:21

Nuriani

Oh krass. Das ist heftig. 16:21

Tuba

Was haben die denn gemacht? 16:21

Khaled

Irgendeinen Müll zugerufen oder einfach vor sich hingemurmelt

Nuriani

Bist du denn noch da?
Hoffe dir gehts gut 16:23

Khaled

Jaja, bin jetzt wieder fast zuhause 🙌 16:24

Trotzdem werde ich dieses unwohle Gefühl nicht los 16:24

Tuba

Dann ist es ja eigentlich nochmal gut gegangen 16:24

Ja ich glaube das geht einigen so 16:25

Nuriani

Man muss ja gar nicht so weit schauen: <https://taz.de/Offenbar-rassistischer-Angriff-in-Dresden!/5344009/> 16:25

Khaled

Wir denken „ah puh immerhin nichts schlimmeres“ 16:25

Tuba

Immer 16:25

Khaled

So als wäre es erst mies, wenn physische Gewalt passiert 16:25

Tuba

Aber ob man sich überhaupt noch wohlfühlt 16:25

„fremdenfeindliche Motive“ 16:27

Nuriani

🙄 16:27

Khaled

Weißer Terrorist oder doch psychisch krank? 16:27

Wieso nicht „und“? 16:27

Oder tatsächlich mal weißer Terrorist 16:28

Tuba

Wenn man immer als fremd wahrgenommen wird, dann weiß man halt auch nicht, ob man sich darauf verlassen kann, dass rechtzeitig jemand erscheint, wenn man Hilfe benötigt. 16:29

Das Magazin ist entstanden im Rahmen des Kompetenznetzwerks Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft, das gefördert wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) im Rahmen des Bundesprogramms "Demokratie Leben!" und unterstützt von der Stiftung Mercator. Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Stiftung Mercator, des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor*innen die Verantwortung.

Ein Programm der

Schwarzkopf
Stiftung
JUNGES EUROPA

Gefördert vom

 Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**

und der

STIFTUNG
MERCATOR

Herausgebende:

Schwarzkopf-Stiftung Junges Europa
Junge Islam Konferenz (JIK)
Sophienstr. 28 / 29
10178 Berlin



www.junge-islam-konferenz.de
www.schwarzkopf-stiftung.de
info@j-i-k.de

V.i.s.d.P.

Dr. Asmaa Soliman

Projekt- und Redaktionsleitung

Seren Başoğlu, Theresa Singer

Redaktionelle Begleitung:

Cem Bozdoğan

Redaktion:

Lamja Aazzouzi, Bensu Akkuş, Khaled Al Saadi, Maryam Al-Windi, Nursima Avşar, Nuriani Hamdan, Ahmad Kalaji, Ademir Karamehmedovic, Tuba-Rahmann

Lektorat:

Bärbel Philipp/textperlen

Layout:

Büro Farbe
www.buero-farbe.de

Druck:

Druckhaus Sportflieger
Sportfliegerstraße 7
12487 Berlin

Berlin, Februar 2022

Bildnachweis:

Alle Porträtfotos der Autor*innen:
Julius Matuschik

S. 21 History in HD / unsplash,
S. 27 Martin Jaroš / unsplash,
S. 29, 33 Emine Akbaba,
S. 35, 39 Nuriani Hamdan,
S. 44-45 Moritz von Graevenitz,
S. 46 Mubarez Mumtaz,
S. 52 Julius Matuschik,
S. 57, 67 Bastian Thiery / bastianthiery.com,
S. 69 Metin Yilmaz,
S. 72 Atahan Demirel,
S. 77 Alexander Tsang / unsplash,
S. 78 beasty/unsplash,
S. 80 Ambrose Chua / unsplash,
S. 82 Filip Kominik & Mirza Odabaşı,
S. 84, 88 Hibat-Ullah Khelifi,
S. 91 Behzad Ghaffarian / unsplash,
S. 95 almani / unsplash.

Über die Junge Islam Konferenz

Die Junge Islam Konferenz (JIK) ist eine Austauschplattform und ein Empowerment-Raum zu islambezogenen Fragen und damit verbundenen Themen des Zusammenlebens in einer postmigrantischen Gesellschaft.

Mit unseren Angeboten richten wir uns insbesondere an junge Erwachsene zwischen 17 und 27 Jahren. Dabei steht die Arbeit mit von Rassismus Betroffenen und Allys (Verbündeten) im Fokus. Bei uns wird jede Stimme gehört. Wir stehen ein, für einen respektvollen und diversitätssensiblen Dialog und Umgang. Wir schaffen Begegnungsmöglichkeiten und bestärken unser junges Netzwerk darin, an öffentlichen Debatten teilzunehmen und eine inklusive Gesellschaft mitzugestalten.

Wir richten uns mit unserem Wirken auch an Akteure aus Politik, Wissenschaft, Medien und Zivilgesellschaft, um mit ihnen zu den Themen Islam und Muslim*innen in Deutschland, Diversität, Teilhabe und Repräsentation zu sprechen.

Seit Herbst 2019 sind wir als eigener Programmbereich Teil der Schwarzkopf-Stiftung Junges Europa.

Die JIK Medienakademie: M.AKA

Islam und Muslim*innen sind laufend Gegenstand von medialer Berichterstattung. Nicht selten kommt es dabei zu stereotypen Darstellungen, durch die sich junge Muslim*innen falsch repräsentiert fühlen. Ein Grund dafür ist, dass wir häufig nur die Perspektive derjenigen lesen und hören, die nicht selbst von den ausgrenzenden Diskursen betroffen sind. Wessen Stimmen werden gehört, wer wird in der Debatte ernst genommen und wer fremdbestimmt? Und was können wir gegen einseitige Berichterstattung tun? Mit der Medienakademie wollen wir speziell muslimisch gelesene und BIPOC Netzwerkmitglieder*innen der JIK dazu ermutigen, selbst redaktionell tätig zu werden und den Umgang mit Presse und Medien zu erlernen. Das Ziel: Medienbilder selber machen.

Wir danken Lamja, Ahmad, Nuriani, Khaled, Tuba, Ademir, Bensu, Nursima und Maryam für eure Offenheit eure Geschichten zu erzählen, euer großes Engagement für eine postmigrantische Gesellschaft und euer Vertrauen in uns.

Die Medienakademie hätte niemals ohne die Expertise von tollen Expert*innen stattfinden können. Danke an Nabila Abdel Aziz, Julius Matuschik, Alice Lanzke, Leila El-Amaire und unsere Mentorin Natascha Roshani. Ganz besonders bedanken wir uns bei Cem Bozdoğan für die redaktionelle Begleitung der M.AKA. Dein großer Einsatz war nicht selbstverständlich, hat das Magazin aber so viel besser gemacht. Danke!

The logo for M.AKA consists of the letters 'M.', 'AK', and 'A' stacked vertically in a bold, sans-serif font. The letters are white with a slight shadow effect, set against a dark, textured background that appears to be a close-up of a fabric or paper with a fine grid pattern.



Ademir Karamemedovic



Nuriani Hamdan



Bensu Akkuş



Lamja Aazzouzi



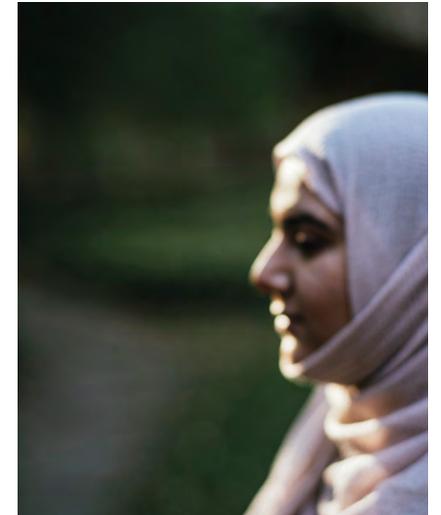
Ahmad Kalaji



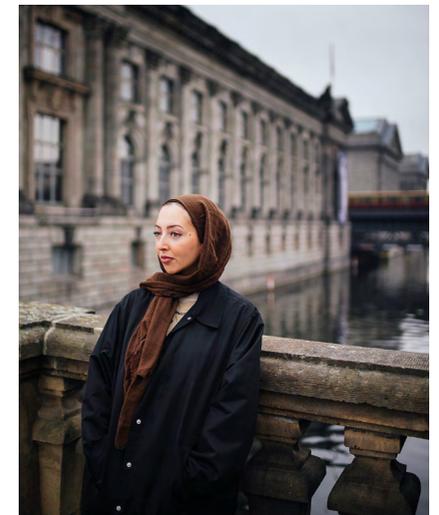
Nursima Avşar



Khaled Al Saadi



Tuba-Rahmann



Maryam Al-Windi

**M.
AK
A**